Denkschrift verfasst für die Freunde und Fondszeichner des ...

Benedict Friedlaender



Als Manuskript gedruckt.

Denkschrift

verfasst

für die Freunde und Fondszeichner

des

Wissenschaftlich-Humanitären Komitees

von

Benedict Friedlaender

im Namen der **Sezession des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees.**



Berlin 1907.

Inhaltsübersicht.

		Seite
I.	**Geschichte und Ursachen der Sezession**	5
II.	**Wissenschaftliche Differenzpunkte**	31
III.	**Unser Programm**	56
IV.	**Anhang,** enthaltend zwei Rundschreiben, sowie Lebenslauf und Schriftenverzeichniss des Verfassers	62



Vorwort.

Das Erscheinen dieser in unserem Dezemberrundschreiben angekündigten Denkschrift ist durch verschiedene Umstände, besonders durch schwere Krankheit des Verfassers, verzögert worden.

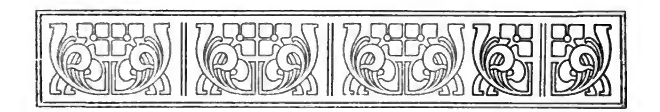
Die schleunigen Schachzüge der Gegenpartei mögen daher den Einen oder Andern, der bereits schwankte, für das alte Komitee zurückgewonnen haben. Trotz ihrer Verspätung setzt nun aber unsere Denkschrift jeden Interessenten in Stand, Urteil und Stellungnahme noch nachträglich zu ändern.

Uebrigens ist diese Schrift, obwohl sie einstweilen nur als Manuskript für die Fondszeichner des Hirschfeldschen Komitees gedruckt worden ist, nicht nur ein Zeitdokument von aktuellem Interesse, sondern in ihrem wissenschaftlichen und programmatischen Teile auf Dauer berechnet.

Jedem Exemplar ist ein Zeichnungsschein für die Sezession des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees beigefügt. Sollte dieser Schein fehlen, so ist er jeder Zeit durch den Vorsitzenden der Sezession, Herrn Dr. iur. Herbert Stegemann, Westend bei Berlin, Eichenallee 33, erhältlich.

Berlin, Anfang Februar 1907.

Benedict Friedlaender.



I. Geschichte und Ursachen der Sezession.

Zum volleren Verständnis der Sezessionsursachen ist es erforderlich, etwas weiter auszuholen. Ein solcher von unabhängiger Seite geschriebener Rückblick wird für Viele an sich interessant sein in einem Augenblick, in dem Herr Dr. Hirschfeld die Geschichte seiner nunmehr zehnjährigen Agitation vermutlich selbst schreiben oder von befreundeter Seite schreiben lassen wird. Wir müssen uns hier freilich auf die zweite Hälfte der Komiteegeschichte beschränken, da ich erst gegen Ende 1902 zu Herrn Hirschfeld in Beziehung trat und nur Selbsterlebtes berichten will.

Die Verfassung des Komitees war damals eine allseitige, absolute und ganz unverschleierte Autokratie des Herrn Hirschfeld. Er verfuhr in jeder Beziehung nach eigenem Gutdünken.

Die Versammlungen des Komitees wurden monatlich abgehalten. Vor der allgemeinen Versammlung fand in der Wohnung des Herrn Hirschfeld eine Zusammenkunft solcher Personen statt, die hierzu von Herrn Hirschfeld besonders geladen waren. Mit diesen Vertrauensmännern beriet sich Herr Hirschfeld. Irgendwie fixierte besondere Rechte hatten sie nicht; es war lediglich eine übrigens wechselnde Auswahl Solcher, deren Ansicht Herrn Dr. Hirschfeld von Wert zu sein schien.

Das Jahr 1904 brachte zwei Aenderungen. An Stelle der monatlichen traten vierteljährliche Versammlungen, und es wurden offizielle Obmänner ernannt. Die Veranlassung zur Ernennung und öffentlichen Bekanntmachung ausdrücklich so betitelter Ob-

männer war — wir erinnern uns der Sache nicht genau — entweder der Enquêteprozess oder aber ein dem Komitee unbequemer Artikel in der Kölnischen Zeitung. Jedenfalls war das Bedürfnis entstanden, die Verantwortlichkeit des Herrn Hirschfeld vor der Oeffentlichkeit durch Teilung mit Andern ein wenig zu entlasten. Bei der Ernennung dieser ersten offiziell sogenannten Obmänner war daher die Hauptsache die Ausfindigmachung Solcher, die im Stande und Willens waren, ihren Namen herzugeben. Da man ferner schon zu jener Zeit eine vereinsmässige Konstitution erwog, so wurden sieben Obmänner ernannt, und zwar die Herren Dr. Hirschfeld und Dr. Merzbach in Berlin, Dr. von Römer in Amsterdam, Herr Dencker in Sulingen, Herr Jansen in Friemen, der viel auf Reisen befindliche Freiherr von Teschenberg und Herr Professor Wirz in Mailand. Die Auswahl war in sofern eine ziemlich angemessene, weil fast ein jeder dieser Herren ein besonderes Interesse für die Sache bewiesen hatte. Im übrigen war aber die Obmännerernennung ein rein dekorativer Schritt. Denn es wurden keinerlei besondere Rechte und Pflichten in einer irgendwie deutlichen Weise festgesetzt. „Obmann" war ein blosser Titel, und blieb es, da die vereinsmässige Organisation, zu der von vielen Seiten gedrängt wurde und für die sogar Statutenentwürfe ausgearbeitet worden waren, nach unserer Auffassung an dem passiven Widerstande des Herrn Hirschfeld scheiterte, der seine Autokratie über das Komitee und dessen Mittel nicht durch Satzungen beschränken lassen wollte. Ferner ist es augenscheinlich, dass die sieben Herren, von denen nur zwei dauernd in Berlin und zwei sogar im Ausland ansässig waren, beim besten Willen keine arbeitsfähige Körperschaft bilden konnten. Auch war es natürlich den auswärts wohnenden Herren nicht möglich, engere Fühlung zu behalten und über die internen Vorgänge auf dem Laufenden zu bleiben.

Die nunmehr vor den Vierteljahrsversammlungen stattfindenden Zusammenkünfte der Vertrauensmänner konnten sich daher unmöglich auf die ernannten sieben Obmänner beschränken, da von ihnen nur wenige anwesend und die zufällig Anwesenden oft nicht hinreichend informiert waren. Herr Hirschfeld lud deswegen zu den internen Zusammenkünften, gerade wie früher, nach eigenem Ermessen, ausser den sieben offiziellen Obmännern eine grössere Zahl anderer Herren, die genau ebenso behandelt wurden wie die

betitelten Obmänner, insbesondere auch zu den Abstimmungen zugelassen und daher scherzhaft als „erweiterte Obmänner“ bezeichnet wurden.

Diese „erweiterten Obmännerversammlungen“ waren in gewissem Sinne den Vorstandssitzungen eines grösseren Vereins vergleichbar und zwar eines solchen, dessen Mitglieder alle wesentlichen Entscheidungen ganz in die Hände des Vorstandes gelegt haben. Der Vergleich hinkt jedoch in zwei Beziehungen. Erstens waren die „erweiterten Obmänner“, d. h. die Quasi-Vorstandsmitglieder, nicht von den Vereinsmitgliedern erwählt, sondern von Herrn Hirschfeld ernannt, der nach eigenem ausschliesslichen Gutdünken einlud oder ausschloss, wen er wollte. Zweitens gab es nichts von der Art festgelegter Satzungen, so dass Herr Hirschfeld die Möglichkeit hatte und gegebenen Falls benutzte, sich auch über Beschlüsse der Obmännersitzungen wegzusetzen, ohne deswegen mit Erfolg zur Verantwortung gezogen werden zu können. Somit bestand die alte Autokratie trotz der dekorativen Obmännerernennung und trotz der Abstimmungen in den erweiterten Obmännerversammlungen fort, nur mit dem Unterschiede, dass sie für den Fernerwohnenden und Fernerstehenden ein klein wenig verschleiert war.

Die erweiterten Obmännerversammlungen waren der Brennpunkt des Vereinslebens. Sie boten die einzige Gelegenheit, irgend welche neue Anregungen mit einiger Aussicht auf Erfolg vorzubringen. Sie erwiesen sich jedoch bald für diesen Zweck als unzureichend. Die Zahl der geistig tätigen und arbeitslustigen Mitglieder des Komitees ist grösser als der Uneingeweihte glauben mag. Die wertvollen Anregungen zu neuen Wendungen in der Agitation waren so zahlreich, dass die meisten von ihnen einfach unter den Tisch fielen. Denn die vierteljährlichen Zusammenkünfte reichten zur Bewältigung des Materials bei weitem nicht aus. Die Tagesordnung der erweiterten Obmännerversammlungen war meist so belastet, dass die Sitzungen geschlossen wurden oder auseinanderliefen, nicht wenn die Tagesordnung erschöpft, sondern wenn Stunde und Minute der letzten „Elektrischen“ gekommen war. — Da sich nun aber in Berlin eine Anzahl erfahrener, mit den Intimis des Komitees vertrauter, arbeitsfähiger und arbeitswilliger Männer befand, so lag es nahe, aus ihnen eine Körperschaft zu bilden, die wirklich arbeitete, regelmässige Sitzungen zwischen den erwei-

terten Obmännerversammlungen abhielt und die laufenden Geschäfte des Komitees besorgte. Denn Herr Hirschfeld war gänzlich ausser Stande, neben seiner Privatpraxis auch noch die Geschäfte einer nach Hunderten zählenden, rührigen, vereinsartigen Körperschaft in einigermassen befriedigender Weise wahrzunehmen.*)

Deswegen wurde im Januar 1906 von der erweiterten Obmännerversammlung einstimmig, gegen die eine Stimme des Herrn Dr. Hirschfeld, ein aus fünf Mitgliedern zusammengesetzter Arbeitsausschuss erwählt, dessen Vorsitz mit sehr grosser Majorität mir übertragen wurde.

Ursprünglich war damals von Mehreren, z. B. von mir selbst, eine Erweiterung des Obmännerkreises vorgeschlagen worden durch Ernennung vorwiegend Solcher, die in Berlin wohnen und nicht nur dekorative Aushängeschilder sein, sondern wirklich arbeiten sollten. Dieser Vorschlag stiess aber damals auf den heftigsten Widerstand des Herrn Hirschfeld, und als Kompromiss kam eben der Arbeitsausschuss zustande. Auf den Namen kam es ja meinen Gesinnungsgenossen — der grossen Majorität in jener

---

*) Die Arbeitskraft des Herrn Hirschfeld war derart zersplittert, dass eine erfolgreiche Tätigkeit seinerseits für das W. H. K. auf die Dauer unmöglich erschien. Seine Arbeitskraft wurde durch folgende Dinge in Anspruch genommen.

a) eine ausgedehnte ärztliche Praxis;

b) zahlreiche Vorträge, die mit dem W. H. K. in keinem Zusammenhange stehen;

c) ärztliche Oberaufsicht über eine neue Lichtheilanstalt im Grunewald. (Wir erfuhren das neuerdings zufällig durch einen Prospekt dieser Anstalt.)

d) Herausgabe eigener umfangreicher Schriften;

e) Herausgabe des Jahrbuches;

f) Herausgabe der Monatsberichte;

g) Leistung der täglichen zeitraubenden Kleinarbeit im W. H. K. (Besuche, Erpressergeschichten etc. etc.)

Wer wie wir Gelegenheit gehabt hat, längere Zeit hindurch diese zersplitternde Tätigkeit des Herrn Hirschfeld zu beobachten, muss zu der Ueberzeugung kommen, dass die Arbeitskraft eines einzelnen Menschen nicht ausreichen kann, alle diese verschiedenen Dinge mit der dazu nötigen Ruhe und Ueberlegung auszuführen. Der Effekt dieser Zersplitterung war denn auch, dass ausser Jahrbuch und Monatsberichten, die am meisten dem Ruhme des Herrn Hirschfeld dienten, von dem W. H. K. wenig geleistet wurde.

erweiterten Obmännerversammlung — und mir nicht an; es sollte nur endlich eine arbeitsfähige Körperschaft geschaffen werden, um die von allen Seiten, oftmals von Herren aus der Provinz, herandrängenden neuen Ideen und Vorschläge, oft höchst wertvoller Art, zu beraten und nutzbar zu machen. Denn bei der Ueberlastung des Herrn Hirschfeld und bei der mangelhaften oder vielmehr fehlenden Organisation des Komitees war eine völlige Stagnation eingetreten. Viele sprachen ihre Ansicht dahin aus, dass das Komitee ausser der Herausgabe der Jahrbücher und der Monatsberichte überhaupt so gut wie nichts leiste. Unzweifelhaft aber war und ist, dass sich bei uneigennütziger und verständiger Verwendung der 18000 Mark Jahreseinnahme des Komitees sehr viel mehr hätte schaffen lassen.

Alle dem sollte nun der Arbeitsausschuss abhelfen. Wie wenig es etwa dabei darauf abgesehen war, Herrn Hirschfeld die Oberleitung des Ganzen zu entwinden, geht schon daraus hervor, dass auf meinen eigenen Antrag Herrn Hirschfeld gegenüber den Beschlüssen des Arbeitsausschusses ein absolutes Vetorecht eingeräumt wurde. Die fünf doch auch einigermassen urteilsfähigen Mitglieder des Arbeitsausschusses wollten sich also freiwillig der Ansicht des einzelnen Dr. Hirschfeld unterordnen. Ich hätte es nicht nötig gehabt, diese Einschränkung der Befugnisse des Arbeitsausschusses zu beantragen; denn die Einsetzung dieser Körperschaft wäre auch ohne Einschränkung votiert worden, und Herr Hirschfeld hätte sich damals dem moralischen Drucke wohl oder übel fügen müssen. Es kam uns eben nur darauf an, dass mehr geleistet werde; wir wollten für die gemeinsame Sache ernstlich arbeiten. Und damals hielten wir Herrn Hirschfeld für eine völlig einwandsfreie Persönlichkeit, die gleich uns selbst, die Sache nur aus Gerechtigkeitsgefühl und ohne jedes pekuniäre Interesse vertrete.*)

---

*) Die Erfahrung lehrte bald, dass der Arbeitsausschuss eine zwar notwendige, aber noch bei weitem nicht ausreichende Institution war. Er verhinderte zwar, dass Anregungen ohne weiteres im Abgrunde des Komitee-Archivs verschwanden. Er konnte aber nicht durchsetzen, dass seine Beschlüsse ausgeführt wurden. Auch diejenigen Aktionen nämlich, die Herr Hirschfeld akzeptiert hatte, blieben häufig unausgeführt. Es war durch den Arbeitsausschuss sozusagen die Legislative des Komitees einigermassen in Ordnung gekommen, es fehlte aber an der

Allein ohne unser Verschulden war das Verhältnis zwischen dem Arbeitsausschuss und Herrn Hirschfeld von vorn herein ein gespanntes. Trotz seines ihm auf meine Veranlassung zugebilligten absoluten Vetorechts sprach Herr Hirschfeld sogar mir ins Gesicht die Besorgnis aus, es sei darauf abgesehen, ihm das „Heft aus den Händen zu winden.“ Die Abneigung Hirschfelds gegen die Institution und Tätigkeit des Arbeitsausschusses war so augenscheinlich, dass wir sogar befürchteten, Herr Hirschfeld möchte uns zu den erweiterten Obmännersitzungen in entscheidenden Augenblicken einfach nicht mehr einladen. Denn obwohl alle Mitglieder des Arbeitsausschusses sogenannte erweiterte Obmänner waren, d. h. seit längerer oder kürzerer Zeit zu den erweiterten

---

geordneten Executive. Was Herr Hirschfeld nicht ausführen wollte oder aus Zeitmangel nicht ausführen konnte, blieb unausgeführt. Der Arbeitsausschuss selbst war in den meisten Beziehungen zur Executive, z. B. zur Versendung von Schriften, aus mehreren Gründen beim besten Willen nicht fähig, weil ihm Bureau-Räume, Sekretäre und Adressenmaterial, z. B. für Versendung des „Trostschreibens“ an die nach § 175 Verurteilten, fehlten. — Die Protokollbücher des Arbeitsausschusses sind nicht mehr in unserm Besitz, wir können daher nur teils aus dem Gedächtnis, teils aus privaten Zettelnotizen eine kleine Liste derjenigen Anregungen geben, die entweder infolge der mangelhaften Organisation, oder weil sie Herrn Hirschfeld nicht passten, sei es bei der Legislative, sei es bei der Executive, verloren gegangen sind.

1. Ausarbeitung eines Gnadengesuchs für Verurteilte nach § 175.
2. Fortsetzung der statistischen Enquêten. War von Dr. Hirschfeld selbst gebilligt, dann vom Arbeitsausschuss mit Mühe und Zeitverlust bearbeitet, dann bei der Executive unter den Tisch gefallen.
3. Versendung eines offiziellen Trostschreibens an die Opfer des § 175 oder deren Angehörige, soweit deren Adressen bekannt werden. War akzeptiert worden, es ist aber dem Einvernehmen nach nur eine verschwindend geringe Zahl versandt worden.
4. Verfassung einer besonderen Schrift zur Aufklärung der Justizbeamten.
5. Die Reichsgerichtsentscheidungen betreffs § 175 sollten in einer kleinen Broschüre zusammengefasst werden, was den doppelten Zweck gehabt hätte, Kenntnis zu verbreiten, was eigentlich verboten und was erlaubt ist, und zweitens, den § 175 in weitesten Kreisen, durch Hinweis auf die unvermeidliche Spitzfindigkeit in der juristischen Auslegung der „widernatürlichen Unzucht“ zu diskreditieren.

Obmännersitzungen mit Sitz und Stimme eingeladen zu werden pflegten, so war das ja doch, wie alle Organisationsgepflogenheiten des Komitees, ein blosses Gewohnheitsrecht, gegen dessen Bruch, wie sich später deutlich zeigte, es kein wirksames Mittel gibt. Um unsrer Sache sicher zu gehen, setzten wir daher mit einigen Schwierigkeiten bei Herrn Hirschfeld die Zusicherung durch, dass er die Mitglieder des Arbeitsausschusses zu allen erweiterten Obmännersitzungen mit Sitz und Stimme einladen werde.

Zum Verständnis der späteren Ereignisse muss also der Leser immer die folgenden Punkte im Auge behalten. Die einzigen Gepflogenheiten, die gewissermassen, aber auch nur gewissermassen, statutenmässig festzustehen schienen, waren diese zwei: Erstens mussten zu den erweiterten Obmännerversammlungen die betitelten sieben Obmänner eingeladen werden; denn wenn der sonst nichtssagende, mit keinerlei statutenmässigen Rechten verbundene Titel nicht einmal für die Einladung zur erweiterten Obmännersitzung ausgereicht hätte, so wäre die Absurdität zu deutlich gewesen. Zweitens hatte der Arbeitsausschuss das Recht auf Einladung; denn das war, wie gesagt, mit Dr. Hirschfeld ausdrücklich vereinbart worden. Hiervon abgesehen gab es keinerlei irgendwie festgelegte Rechte oder Pflichten. Alles was geschah, beruhte auf ungeschriebenem Gewohnheitsrecht, das anerkanntermassen da, wo es an geschriebenem Rechte fehlt, an dessen Stelle tritt — freilich von interessierten Personen im entscheidenden Augenblicke leichter abgeändert oder abgeleugnet werden kann, als die urkundlich festgelegte Satzung. Zu den Hauptstücken des Gewohnheitsrechts im Komitee gehörte nun vor allem, dass wichtige Beratungen und Abstimmungen ausschliesslich in den erweiterten Obmännerversammlungen oder den Sitzungen des Arbeitsausschusses stattfanden. Dieser Gebrauch war so feststehend, dass niemand an das Bevorstehen eines entscheidenden Schrittes glauben konnte, wenn nicht eine solche Sitzung angekündigt war. Das ist zum Verständnis und zur Beurteilung des Staatsstreichs vom Oktober 1906 von entscheidender Wichtigkeit.

Die Animosität Hirschfelds gegen den Arbeitsausschuss nahm sichtlich zu, als dieser begann, sich mit der Jahrbuchsfrage und dem Verhältnisse des Komitees zur Firma Max Spohr zu beschäftigen. Etwa gleichzeitig trat das Ereignis ein, das unser Vertrauen zu der Person des Herrn Hirschfeld zum ersten Male stark

erschütterte: es wurde uns von zuverlässiger Seite privatim mitgeteilt, dass Hirschfeld hier ein materielles Interesse habe, da er von der Firma Spohr ein erhebliches Honorar beziehe. Seitdem diese Sache erörtert wurde, artete die Spannung zwischen dem Arbeitsausschuss und Herrn Hirschfeld zu einem förmlichen geheimen Krieg aus.

Der Arbeitsausschuss, und ausser Herrn Hirschfeld wohl alle Eingeweihten, gewannen die Ueberzeugung, dass die völlige Trennung des Komitees von Spohr nunmehr ein dringendes Erfordernis nicht nur der Sparsamkeit, sondern auch des finanziellen Decorums geworden sei. Es war längst klar, dass eine vereinsartige Gesellschaft, die eine erhebliche Zahl Exemplare ihres Jahrbuchs unter ihre Mitglieder und an die Macher der öffentlichen Meinung verteilt, es nicht nötig habe, den Verlagsprofit einer kaufmännischen Firma zu überlassen. Es war klar, dass das Komitee bedeutend sparen musste, wenn es die Jahrbücher im eigenen Verlage drucken, und den Restbestand an Exemplaren, den es nicht selbst verbrauchte, von irgend einer Verlagshandlung gegen Provision vertreiben liess. Privatim sicherten wir Herrn Hirschfeld zu, dass wir ihm, bei Uebernahme der Jahrbücher in Selbstverlag, als Ersatz für seine bisherige geheime Honorierung durch Spohr ein mässiges Honorar aus Komiteemitteln votieren würden. Nach ausführlichen Berechnungen, Einvernehmung von Sachverständigen und Voranschlägen einiger Druckereien, wurde daher im Frühjahr 1906 in einer offiziellen Sitzung, unter Hinzuziehung einiger anderer besonders interessierter Herren und des Herrn Dr. Hirschfeld selbst, förmlich und feierlich beschlossen, dass die Jahrbücher vom Jahre 1907 ab nicht mehr bei Spohr, sondern im Selbstverlage des Komitees erscheinen sollten.

Der Wucht der Einstimmigkeit, der vorgebrachten, zwingenden Gründe und wohl auch der peinlichen moralischen Zwangslage konnte sich auch Herr Hirschfeld nicht entziehen. Er schien dem Beschlusse zuzustimmen — ob schon damals mit der Absicht, sich später über ihn hinwegzusetzen, muss dahingestellt bleiben.

Es ergab sich nämlich im Laufe des Sommers und Herbstes, durch das Zusamentreffen einiger unvorhersehbarer Zufälligkeiten

für Herrn Hirschfeld die Möglichkeit, sich diejenigen Herren, welche sich am genauesten um die Sache gekümmert hatten, am klarsten blickten und den Selbstverlag am eifrigsten betrieben, auf einmal vom Halse zu schaffen und danach, mangels energischen Widerspruchs der übrigen, im wesentlichen alles beim alten zu lassen und vor allem auch sein Geschäft mit der Firma Spohr ungestört fortzusetzen — ungestört, falls sich eine hinreichende Zahl von Fondszeichnern das gefallen lässt und nicht durch Verweigerung der bisher gezahlten freiwilligen Steuern einen Strich durch die Rechnung der Herren Hirschfeld und Spohr macht.

Im Auftrage des Herrn Hirschfeld hatte ich nämlich für die im Juli stattfindende Obmännersitzung Entwürfe für eine Art Prospekt ausgearbeitet, der in Zukunft für die Provinzvorträge dienen sollte. An dieser erweiterten Obmännersitzung nahm auch ein Herr teil, den wir, obwohl er später zum Obmann avanciert ist, aus Diskretionsrücksichten als Grafen X bezeichnen wollen. Dieser sich als streng-katholisch gebende Herr verteidigte unter persönlichen Ausfällen gegen mich die in meinem Prospekt angegriffene asketische Moral der mittelalterlichen Priester.*)

Er drohte, falls mein Prospekt gebilligt werden sollte, sich mit seinen klerikalen Gesinnungsgenossen vom Komitee zu trennen und eine separate Vereinigung zu bilden. Der in Aussicht genommene Vortragende, ein freidenkender Mann, der zu der Sitzung hinzugezogen war, fühlte sich von den Ausführungen und dem ganzen Auftreten des Grafen X so unangenehm berührt, dass er Weiteres nicht abwartete, sondern seine Bereitwilligkeit, für eine Vereinigung, die solchen Elementen eine hervorragende Stellung zubillige, zurückzog, womit die Sache erledigt war. Ich meinerseits schrieb dem Grafen X, es sei in der Tat das beste, was er tun könne, wenn er seine Drohung, sich vom Komitee zu trennen, wahr mache, da man nun einmal nicht zweien Herren dienen könne; darauf aber laufe seine Stellungnahme hinaus, da die Nachwehen der mittelalterlichen Priestermoral das allerwesentlichste Hindernis unserer Bestrebungen seien. Die Richtigkeit dieser meiner Bemerkung kann jeder Leser an der Haltung des Zentrums uns gegenüber prüfen. Als Antwort erhielt ich von dem Grafen einen in hochfahrendem

*) Der Inhalt des Prospektes stimmte ungefähr überein mit den darauf bezüglichen Feststellungen im dritten Abschnitt dieser Denkschrift.

Tone gehaltenen, mit orthographischen Fehlern*) geschmückten Brief. Ich legte es nun Hirschfeld nahe, besagten Grafen X mit Rücksicht auf seine Unwissenheit, seine offene Parteinahme für unsere unversöhnlichsten Feinde und auf seine Mängel im gesellschaftlichen Verkehr zu den intimen Versammlungen des Komitees nicht mehr zuzuziehen, widrigenfalls ich in Zukunft erneute Insulten dieses Herrn nicht wieder im Interesse des Friedens ruhig über mich ergehen, sondern mit gleicher Münze und unter Umständen sogar mit Zinsen heimzahlen würde. Später hat sich dann übrigens noch herausgestellt, dass besagter Graf und päpstlicher Kammerherr in seinen eigensten Kreisen, und zwar nicht etwa aus Gründen der Homosexualität, sich keines Ansehens erfreut, so dass sogar die Spekulation Hirschfelds, ein veritabler Graf möchte dem Komitee zu einigem Ansehen in den Kreisen des Geburtsadels verhelfen, verfehlt ist.

Man bedenke die Sachlage. Ein um das Komitee keineswegs besonders verdienter, seiner ganzen Anschauung nach dem feindlichen Lager angehörender Herr, der noch nicht einmal imstande ist, orthographisch richtige Briefe zu schreiben, nimmt es sich heraus, ohne persönliche Provokation mit Rücksicht auf eine im Komiteeinteresse geleistete Arbeit gegen deren Verfasser persönlich grob zu werden und zugleich durch die Zurschaustellung seiner gänzlich mittelalterlichen Anschauungen die Vortragspropaganda wieder einmal auf lange Zeit hinaus zu schädigen. Dieser Herr, der weder zu den Obmännern noch zum Arbeitsausschuss gehörte, hatte keinerlei Recht auf Einladung zu den erweiterten Obmännerversammlungen. Auch ist es öfters vorgekommen, dass Herren, die ein oder einige Male geladen waren, später übergangen wurden — nur deswegen, weil sie dem einen oder andern der erweiterten Obmänner nicht zusagten, oder weil Herr Hirschfeld seine Ansicht über ihre Brauchbarkeit geändert hatte. Mein Ansinnen, den päpstlichen Kammerherrn nicht mehr mit Einladungen zu bedenken, war daher durchaus kein unerhörtes.

---

*) Unter orthographischen Fehlern verstehe ich eine Schreibweise, die weder nach der alten, noch nach der neuen Rechtschreibung zulässig ist.

Nachzutragen ist nun noch, dass in der erweiterten Obmännersitzung vom 5. April 1906, in der das Budget beraten wurde, festgesetzt worden war, dass das Jahrbuch 1906 höchstens 800 Seiten stark werden solle, damit wir nicht noch tiefer bei Spohr in Schulden gerieten: die damals etwa in Höhe von 3500 M. bestehende Schuld sollte allmählich getilgt und von den Einnahmen des laufenden Jahres hierfür 1000 M. ausgeworfen werden.*) Zu dieser Zeit galt es nämlich bei allen Beteiligten für eine ausgemachte Sache, dass das Verhältnis zu Spohr überhaupt gelöst, und schon das Jahrbuch 1907 im Selbstverlage des Komitees erscheinen sollte.

Das war die Sachlage, als am 31. August 1906 eine Sitzung des Arbeitsausschusses stattfand, an der auch andere, darunter Herr Hirschfeld, teilnahmen. Das Jahrbuch 1906 war Ende August noch nicht zu Ende gedruckt, doch stand fest, dass der festgesetzte Maximalumfang von 800 Seiten erheblich überschritten werden würde, und zwar hauptsächlich dadurch, dass Herr Hirschfeld eine eigene Arbeit von nicht weniger als 289 Seiten ungekürzt zum Abdruck gebracht hatte — obwohl diese Schrift mit dem Titel „Vom Wesen der Liebe" auch als separates Buch erschienen war, und zwar, aller literarischen Sitte entgegen, schon ca. 3 Monate vor Herauskommen des Jahrbuchs. Herr Hirschfeld hatte sich also mit seiner Arbeit wirklich ungebührlich breit gemacht und der allgemein beliebten Bibliographie des Herrn Dr. Numa Praetorius den Platz weggenommen; denn wenn diese nunmehr, wie üblich, am Schlusse des Jahrbuchs ungekürzt gebracht werden sollte, so hätte der etatsmässig festgesetzte Jahrbuchsumfang noch weit mehr überschritten werden müssen.

Ich stellte daher den nach der ganzen Sachlage wohl sehr gerechtfertigten Antrag, dass die Bibliographie des Herrn Numa Praetorius — die im Gegensatz zu der d o p p e l t erschienenen Arbeit Hirschfelds sonst wenigstens im laufenden Jahre g a r n i c h t erscheinen konnte — nicht wegen der dicken Arbeit Hirschfelds zu kurz kommen, sondern auf alle Fälle ungekürzt gedruckt werden solle; und dass die durch die Ueberschreitung der 800 Seitengrenze entstehenden Mehrkosten zur Hälfte von Hirschfeld getragen werden sollten, da dieser als Redakteur zur Inne-

*) Die Festsetzung des Jahrbuchumfangs auf höchstens 800 Seiten ist übrigens sogar im Monatsbericht vom 1. Mai publiziert worden.

haltung der ihm von der Obmännerversammlung aus zwingenden finanziellen Gründen gesetzten Grenze verpflichtet gewesen wäre und ausserdem die Etatsüberschreitung hauptsächlich durch den ganz ungehörigen Abdruck einer eigenen, bereits erschienenen Arbeit verschuldet habe.

Herr Hirschfeld erwiderte hierauf mit — gewöhnlichen Injurien, bezeichnete meinen Antrag als eine „Unverschämtheit und Gemeinheit" und verliess demonstrativ die Sitzung. Nur sein Sekretär folgte ihm; alle andern blieben zusammen und berieten nun die noch auf der Tagesordnung stehende Angelegenheit des Grafen X. Es wurde beschlossen, dass dieser Herr, da er für uns völlig unbrauchbar und unerwünscht sei, aus den internen Versammlungen verschwinden solle; doch möge das möglichst allmählich und geräuschlos geschehen. Nicht wenig trug zu diesem Beschlusse die Verlesung des erwähnten unorthographischen Briefes bei, die Stürme der Heiterkeit entfesselte.

Zum Teil dieselben Herren, die am 31. August 1906 für die Entfernung dieses Herrn gestimmt und sich über seinen ungereimten Brief belustigt hatten, liessen ihn sich ein paar Monate später als titulierten Obmann gefallen. Mir wenigstens ist diese Aenderung der Haltung nahezu unverständlich. Ich neige der Vermutung zu, dass manche einen offenen Bruch mit Hirschfeld aus persönlichen Gründen nicht wagen, da sie dessen Dienste für den möglichen Fall von Erpressungsaffären nicht entbehren zu können glauben. Dabei kam Herrn Hirschfeld der Zufall zu statten, dass die eifrigsten Herren der Opposition z. T. verreist, z. T. durch schwere Krankheit an jeder Aktion verhindert waren. So konnten Schwankende ungestört bearbeitet, und der Coup vom Oktober 1906 in aller Stille vorbereitet werden.

Ausdrücklich wurde keine „erweiterte Obmännerversammlung" anberaumt. Im Monatsbericht vom 1. Oktober war eine ganz kurze „geschäftliche Sitzung" angesagt worden; und ausserdem, in privaten Einladungsschreiben, eine „vertrauliche Vorbesprechung" am Tage vorher, zur Erledigung des zwischen Hirschfeld und mir schwebenden Streits. Zwei Obmänner verzichteten nur deswegen auf Teilnahme an der Sitzung, weil sie ihre Zeit für vertrauliche Vorbesprechungen mit Hirschfeld nicht opfern wollten — natürlich diejenigen, welche nicht zur Hirschfeld-

schen Partei gehörten und von der geplanten Aktion keine Ahnung hatten. Das Konventikel vom 14. Oktober kann wegen der Satzungslosigkeit des Komitees allerdings nicht genau definiert werden. Entweder war es eine vertrauliche Vorbesprechung; dann war es nicht beschlussfähig; oder aber es sollte eine erweiterte Obmännersitzung repräsentieren, wie schon früher mitunter die der Jahresversammlung voraufgehende Obmännersitzung als geschäftliche Sitzung bezeichnet worden war. In diesem Falle hätten nicht nur alle Obmänner, sondern auch alle Mitglieder des Arbeitsausschusses eingeladen werden müssen.

Obwohl es im letzten Augenblick ein paar weniger einflussreichen Anhängern der Gegenpartei gelang, sich Zutritt zu dem Konventikel zu verschaffen, war die Sache doch so arrangiert, dass alle Herrn Hirschfeld wirklich unbequemen Herren entweder auf das Erscheinen verzichteten, da ihnen die Zusammenkunft als „eine vertrauliche Vorbesprechung" signalisiert worden war, oder aber unter Bruch des Gewohnheitsrechts oder sogar des ausdrücklichen Versprechens Hirschfelds nicht eingeladen waren. Von Anstandspflichten will ich in diesem Zusammenhange nicht reden; sonst müsste ich bemerken, dass in allererster Linie mir selbst, gegen den sich die Aktion hauptsächlich richtete, die Vertretung meines Standpunktes hätte ermöglicht werden oder aber, falls ich durch Krankheit verhindert war, die ganze Sache hätte vertagt werden müssen. Mich und die von mir vertretene Sache fürchtete aber Herr Hirschfeld. Zweck und Ende des Staatsstreichs war die Auflösung des Arbeitsausschusses und die Ernennung von sieben neuen Obmännern. Hierdurch hatte Herr Hirschfeld den Einfluss derjenigen Persönlichkeiten vernichtet, die ihm, zumal in finanzieller Hinsicht, etwas schärfer auf die Finger sahen. Wo und wann eigentlich dieser Beschluss gefasst worden ist, ob in der „vertraulichen Vorbesprechung" oder in der folgenden Hauptversammlung, haben wir nicht genau feststellen können; die uns zur Verfügung stehenden Aussagen solcher Herren, die dabei gewesen, gehen in diesem Punkte auseinander. Wie dem aber auch sei, es lag eine Formverletzung schlimmster Art vor.

Herr Jansen und ich bezeichneten in einem (im Anhang dieser Denkschrift abgedruckten) Rundschreiben vom Oktober 1906, das nur einem kleineren Kreise zugesandt wurde, die Oktoberbeschlüsse für ungültig, da keine Obmännersitzung angekündigt und der

Arbeitsausschuss entgegen der schriftlich fixierten Vereinbarung nicht vollzählig eingeladen worden sei. Herr Hirschfeld suchte sich in einem Antwortzirkular mit der Wendung herauszureden, die Oktoberbeschlüsse seien von der „Generalversammlung" der „weitesten Körperschaft des Komitees", gefasst worden. Die Fadenscheinigkeit dieser Ausflucht ist klar. Denn erstens war es Gewohnheitsrecht — so dass niemand etwas anderes erwarten konnte —, dass alle wirklich wichtigen Beschlüsse in erweiterten Obmännersitzungen, d. h. im Kreise der wirklich Eingeweihten, beraten wurden; und zweitens ist die sogenannte Generalversammlung nicht mehr und nicht minder als die Herbstvierteljahresversammlung, die vielleicht mit etwas mehr Aufwand an äusserlichen Veranstaltungen begangen wird, auf der aber ein völlig uneingeweihtes Publikum vorwiegt, das natürlich auf einen Wink Hirschfelds zur Abstimmung ,die Hände hochhebt, besonders — wenn die Gegenpartei, da sie keine ernstliche Aktion erwartete, z. T. auch durch Krankheit verhindert, abwesend war.

Als wir erkannt hatten, dass sich Herr Hirschfeld auch über die wichtigsten Beschlüsse — Umfang des Jahrbuchs, Abtragung der Schuld an Spohr, Uebernahme der Jahrbücher in Selbstverlag — hinwegsetzte, alle Reformbestrebungen durch einen zähen Widerstand lähmte und ganz besonders als wir in Erfahrung gebracht hatten, dass das kompromittierende und kostspielige Verhältnis zu Spohr, den im Frühjahr gefassten Beschlüssen zum Trotz, voraussichtlich doch aufrecht erhalten werden würde, da erst erliessen wir endlich unser entscheidendes Rundschreiben vom Dezember 1906. Wir hatten vorher, obwohl unser persönliches Vertrauen zu Herrn Hirschfeld stark erschüttert war, doch noch im Interesse der Einigkeit gezögert. Insbesondere wollten wir auch vermeiden, dass die Finanzverhältnisse des Komitees etwa den Gegnern unserer Sache bekannt werden möchten.

Wir hatten deswegen an die internen Kreise vorher jene anderen Rundschreiben versandt, in denen wir zum letzten Male auf die Bedenklichkeit einer Spaltung hinwiesen und Herrn Hirschfeld und seine Anhänger, im Interesse der gemeinsamen Sache, zu einem loyalen Verhalten ermahnten.*) Erst als sich die völlige

*) Wir lassen die Rundschreiben, um den Text nicht allzu oft zu unterbrechen, hier aus und bringen sie im Anhange.

Fruchtlosigkeit unserer Ermahnungen unzweifelhaft ergeben hatte, sandten wir nunmehr das Dezember-Rundschreiben an sämtliche uns bekannte Komiteeadressen — damit nunmehr ein jeder freiwillige Steuerzahler auch wisse, was mit seinen Beiträgen geschieht. Wir lassen den ersten Teil dieses Rundschreibens nochmals in vollem Wortlaute folgen.

Berlin, im Dezember 1906.

Rundschreiben.

Vertraulich!

Sehr geehrter Herr!

Wir, die Endunterzeichneten, wenden uns an Sie in dem Gefühl der Verpflichtung, Ihnen in diesem Rundschreiben eine vorläufige Rechenschaft über die Ursachen unserer endgültigen Trennung vom Wissenschaftlich-Humanitären-Komitee abzulegen.

Die inneren Verhältnisse des W.-H.-K., in letzter Zeit so lebhaft und leidenschaftlich erörtert, geben schon seit langem Anlass zu einer tiefgehenden und weitreichenden Unzufriedenheit. Die Leitung des W.-H.-K. liegt so ausschliesslich in den Händen des Herrn Dr. Hirschfeld, dass jeder Widerspruch wirkungslos ist, und selbst die gerechtfertigtsten Wünsche vergeblich auf Berücksichtigung hoffen. Herr Dr. Hirschfeld hat es verstanden, diese Position einzunehmen und zu halten, obgleich ihm seine umfangreiche Tätigkeit ausserhalb des Komitees weder Musse noch Kraft dazu belassen kann. Er hat einen, deswegen zur Fortführung der laufenden Geschäfte notwendig gewordenen und seiner Zeit von den Obmännern gegen die eine Stimme des Herrn Dr. Hirschfeld einstimmig gewählten Arbeitsausschuss, da dieser in finanzieller Beziehung besser informiert war, als Herrn Dr. Hirschfeld lieb sein konnte, prinzipiell lahm gelegt und schliesslich, als dessen fleissige und reformatorische Bemühungen ihm allzu unbequem wurden, durch eine der bestehenden Geschäftsordnung durchaus widersprechende Art der Einberufung und Abstimmung im Oktober 1906 beseitigt. Er hat, als von verschiedenen Seiten der Wunsch nach einem detaillierten Einblick in die Finanzen des Komitees laut wurde, seit Jahren ein System der Verschleierung beibehalten, und sogar eine spezifizierte Kontrolle durch die Revisoren unmöglich zu machen verstanden. Lange hat er ferner einen Schein völliger Uneigennützigkeit zu wahren gewusst, der den allmählich ans Licht gekommenen Tatsachen gegenüber leider nicht ganz stichhält. Er hat in der Tat auch über die Verwendung der Mittel durchaus

eigenmächtig verfügt und sich z. B. ohne Wissen der Obmänner und Kassenrevisoren aus den Einkünften der Komitees Honorare nach seinem ausschliesslichen Ermessen zugebiligt.

Der ärgste finanzielle Missstand besteht aber darin, dass für die wirkungsvollste und notwendigste Aufklärungsarbeit — für die Vortragspropaganda in der Provinz — keine nennenswerten Mittel übrig bleiben, da der grösste Teil der Einnahmen von der Firma Spohr, teils als Kosten des Jahrbuchunternehmens, teils als Kosten der Gratisverbreitung „einschlägiger", d. H. Hirschfeld'scher Schriften verschlungen wird. Ein Blick auf die letzte Abrechnung, Jahrbuch 1906, Seite 939 zeigt, dass nicht weniger als 7629 Mark an die Firma Spohr gezahlt worden sind. Weit über ein Drittel der Gesamteinnahmen floss somit dieser Firma zu, deren Rechtsverhältnis zum Komitee überhaupt nur auf mündlicher „Vereinbarung" mit der Person des Dr. Hirschfeld, überdies noch verquickt mit seinen Privatpublikationen, beruhte. Durch einen Zufall erfuhr dann der Arbeitsausschuss die bisher unbekannte, später von Herrn Dr. Hirschfeld selbst zugegebene Tatsache, dass die Firma Spohr ein erhebliches Honorar an Herrn Hirschfeld in seiner Eigenschaft als Redakteur der Jahrbücher zahlt. Ueber die genaue Höhe desselben, sowie etwaige Tantièmen für die anderen auf Komiteekosten verbreiteten Hirschfeld'schen Schriften ist uns nichts absolut Zuverlässiges bekannt geworden. Es genügt aber auch wohl zur Charakterisierung der Zustände eben die Tatsache, dass das Komitee Unsummen an die Firma Spohr zahlt, und dass ein unkontrollierbarer Teil dieser Summen in die Tasche des Herrn Hirschfeld zurückfliesst. Anstössig ist hierbei nicht etwa der Umstand, dass Herr Hirschfeld aus Komiteemitteln überhaupt ein Honorar bezieht, sondern die gekennzeichnete indirekte Art und Weise, durch welche das pekuniäre Interesse des Herrn Dr. Hirschfeld lange Zeit verschleiert und die Höhe der doch in letzter Linie aus Komiteemitteln fliessenden Beträge völlig unkontrollierbar gemacht wurde.

Aber noch mehr! Der an die Firma Spohr gezahlte Betrag deckt noch nicht einmal alles, was von Spohr an das Komitee geliefert wurde, sodass das W.-H.-K. schon seit Jahren in der Schuld der Firma Spohr ist, einer Schuld, die von Jahr zu Jahr gewachsen ist und die in der öffentlichen Abrechnung völlig verschwiegen wurde, ja erst im Jahre 1905 nach mühseliger Revision des absolut unordentlich und undurchsichtig geführten Contos Spohr ans Licht gezogen wurde.

Abgesehen von diesem Hauptpunkt, hat in der gesamten Geschäftsführung des Komitees eine Unordnung Platz gegriffen, die alte und treue Anhänger verjagt und jeden Freund geordneter Verhältnisse abschrecken muss, ganz zu schweigen von Indiskretionen welche dadurch entstanden sind. Die gekennzeichneten Zustände haben ernstliche Beunruhigung in die weitesten Kreise der Fonds-

zeichner, soweit sie einigermassen unterrichtet sind, getragen und die Unterzeichneten, nach Scheiterung aller gütlichen Reformversuche, von der absoluten Unmöglichkeit jeder weiteren erspriesslichen Mitarbeit überzeugt. —

(Folgen die Unterschriften von sieben Mitgliedern der Sezession.)

Hierauf antwortete Herr Hirschfeld in einer Beilage zum Monatsbericht vom 1. Januar 1907. Wir lassen den ersten Teil der Hirschfeldschen Antwort, der anscheinend der Entkräftung unsrer Anklagen dienen soll, gleichfalls im vollen Wortlaute folgen:

Vertrauliche Erklärung für die Komiteemitglieder.

Da in letzter Zeit unter den gegen mich als Leiter des W.-H.-K. von gewisser Seite gerichteten Angriffen auch verbreitet wird, dass ich in dieser Eigenschaft aus Komiteebeiträgen Einkünfte beziehe bezw. „über die Verwendung der Mittel durchaus eigenmächtig verfüge", liegt mir daran folgendes festzustellen:

1. Ich habe von dem W.-H.-K. für die ihm seit 10 Jahren geleistete Tätigkeit niemals ein Gehalt bezogen.

2. Für die vom Komitee verlegten literarischen Arbeiten, wie die Redaktion der Monatsberichte, habe ich niemals auch nur das geringste Honorar erhalten.

3. Die vom Komitee veranstalteten Vorträge habe ich zum weitaus grössten Teil unentgeltlich gehalten. Nur für diejenigen, welche besondere Vorbereitungen, Versäumnisse und Spesen erforderten, habe ich 15 bezw. 20 Mk. berechnet, das ist der zweite bezw. dritte Teil von dem was ich durchschnittlich von anderen Organisationen für einen Honorarvortrag erhalte. Da laut Abrechnung im letzten Jahrbuch in einem Jahre für Vortragskosten und Spesen im ganzen nur 123 Mk. 85 Pf. verausgabt sind, kann man sich von der Gesamthöhe des auf mich entfallenen Anteils leicht einen Begriff machen. Es ist dies übrigens das einzige Honorar, von dem meine Gegner mir vorhalten, dass ich es mir „aus den Einkünften des Komitees nach ausschliesslichem Ermessen zugebilligt habe."

4. Ich habe 8 Jahre lang die Räume meiner Wohnung einschliesslich Heizung, Beleuchtung und Bedienung dem Komitee zu Bürozwecken unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Eine Mietsentschädigung zahlt das Komitee erst seit zwei Jahren, nachdem ich mich durch die Erweiterung der Komiteearbeiten genötigt sah, ein bis dahin in meiner Wohnung geführtes Krankenpensionat aufzugeben, dessen Jahresreinertrag etwa dreimal so hoch war wie die jetzt bezogene Jahresmiete.

5. Die Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen sind ein Verlagsunternehmen der Firma Max Spohr, welche seit deren Begründung im Jahre 1899 sämtliche Herstellungskosten

der 2000 Exemplare betragenden Auflage trägt. Die Fondszeichner des Komitees, deren Zahl beim Erscheinen des dritten Bandes noch nicht ganz 70 betrug, erhielten das Werk von Spohr mit 50 % Rabatt. Die Autorenhonorare, auf die nur einige wenige sehr vermögende Mitarbeiter verzichteten, bezahlte lediglich der Verlag. Ich selbst erhielt für eigene Arbeiten durchschnittlich ein einmaliges Honorar von 40 Mk. pro Bogen, für die Herausgabe und Redaktion 10 bis 20 Mk. pro Bogen. Es ist dies, wie namentlich auch von M. Spohr selbst wiederholt anerkannt wurde, ein verhältnismässig geringer Satz für die zu leistende Arbeit; zum Vergleich mag dienen, dass mir ein bekannter Berliner Verlag für die Mitarbeit an einem naturwissenschaftlichen Sammelwerke pro Bogen 100 Mk. gewährte.

6. Meine eigene Existenz basiert auf meiner rein privaten ärztlichen Praxis, die sich übrigens zu gut $^4/_5$ aus heterosexuellen Kreisen zusammensetzt und etwa höchstens bis zu einem Drittel speziell sexuelle Fälle betrifft. Personen, die meine Praxis kennen, setzen mir seit Jahren ziffernmässig auseinander, dass, wenn ich die Komiteearbeit aufgeben würde, sich Praxis und Einkommen sehr bedeutend heben würden.

7. Alle Einnahmen und Ausgaben des W.-H.-K. sind von den hierzu angestellten Sekretären des Komitees stets gewissenhaft verbucht worden. Alle Bücher standen den Kassenrevisoren jederzeit zur Verfügung. Über alle Beiträge erfolgte sowohl im Monatsbericht als im Jahrbuch noch besondere Quittung. Alle Ausgaben sind ausnahmslos dem direkten Zwecke des W.-H.-K. zu gute gekommen.

In der Art der Buchführung waren die Sekretäre stets angewiesen, sich nach den Wünschen der Revisoren zu richten.

Ich gebe diese Erklärung, deren Wahrheit leicht zu erweisen ist, ehrenwörtlich und an Eidesstatt ab.

Man fragt sich, warum Herr Hirschfeld a u s s e r seinem Ehrenwort auch noch die — rechtlich ganz bedeutungslose — eidesstattliche Versicherung in die Wagschale wirft. Das doppelte schwere Geschütz kann Eindruck nur auf solche machen, die sich nicht die Mühe geben, die einzelnen Punkte unserer Anklage und der Hirschfeldschen Verteidigung mit einiger Ueberlegung zu prüfen. Wir haben nämlich, auch abgesehen von Ehrenwort und Privateid, keinen Grund, an der Richtigkeit d i e s e r Angaben zu zweifeln; denn bei einigem Zusehen b e s t ä t i g e n sie lediglich unsere Vorwürfe. Herr Hirschfeld versichert auf Ehrenwort und an Eidesstatt eine Reihe belangloser, gar nicht zur Sache gehöriger Dinge und geht auf die Hauptpunkte unseres Rundschreibens nicht

ernstlich ein. Gehen wir die Punkte der Hirschfeldschen Antwort, nach seiner eigenen Numerierung, einzeln durch.

Zu Punkt 1. ist zu bemerken, dass wir es ja gerade Herrn Hirschfeld zum Vorwurf machten, dass er kein direktes Gehalt vom Komitee, sondern einen entsprechenden finanziellen Vorteil zu Lasten der Komiteekasse auf dem Umwege über Spohr bezogen hat, einem Umwege, der den Sachverhalt vor den Augen der Interessenten verbarg und die Höhe der Beträge unkontrollierbar machte.

Zu Punkt 2. Dass Herr Hirschfeld für die „vom Komitee verlegten Schriften" ein Gehalt bezogen habe, ist von uns gar nicht behauptet worden; es ist nur von den bei Spohr verlegten Schriften die Rede, welche vom Komitee en gros gekauft werden.

Zu Punkt 3. Hier spezifiziert Herr Hirschfeld die von ihm selbst sich für Vorträge zugebilligten Honorare. Es ist zuzugeben, dass sie, wenigstens in dem in Betracht kommenden Jahre, nicht hoch waren. In solchen Formfragen kommt es aber auf die Höhe der Summe weniger an, als auf die Tatsache der Zubilligung nach eigenem Ermessen. Uebrigens aber ist dieser Betrag von Mk. 123 von Herrn Hirschfeld der Komiteekasse in einem Jahre entnommen worden, als die Tatsache der Selbsthonorierung im engsten Kreise bereits Gegenstand peinlicher Erörterungen war. Wieviel Herr Hirschfeld sich auf diese Weise in früheren Jahren zugebilligt hat, gibt er nicht an.

Zu Punkt 4. Das ehemalige Hirschfeldsche Krankenpensionat und seine Rentabilität gehen das Komitee nichts an. Wir hatten die vom Komitee für das Bureau an Hirschfeld gezahlten 1000 Mark als weniger erheblich überhaupt nicht berührt. Da aber Herr Hirschfeld seinerseits diesen Punkt erwähnt, so bemerken wir nachträglich, dass nach Schätzung und dem Einvernehmen nach — ganz Zuverlässiges wissen wir nicht — der Mietswert der ganzen Hirschfeldschen Wohnung, einschliesslich des Bureauraumes, 1400 bis 1500 Mark nicht übersteigen dürfte, so dass 1000 Mark für das Bureau nebst Beleuchtung in der Tat ein wenig reichlich erscheinen.

Alles dies ist aber völlig unerheblich im Vergleich zu dem Hauptpunkte, nämlich

Punkt 5. Gewiss, der Verlag Spohr zahlte alle Herstellungskosten und alle Honorare — aber die Komiteekasse zahlte die von uns erwähnte, im Jahrbuche selbst zugestandene Riesensumme

von über 7000 Mark an die Firma Spohr! Die Honorare bezahlte „lediglich der Verlag"! Freilich! Aber das Komitee kaufte von dem Verlage Spohr die mit den Honoraren belasteten Jahrbücher, vertragsmässig 500 Exemplare! Herr Hirschfeld erhielt nach seiner Angabe für eigene Arbeiten 40 Mark, für Herausgabe und Redaktion 10—20 Mark pro Bogen. Nehmen wir von 10 und 20 als Durchschnitt 15, und wenden das auf das letzte Jahrbuch an, so erhalten wir ca. 18 Bogen eigene Arbeit, also 720 Mark, 58 Bogen Gesamtumfang, also 870 Mark, zusammen demnach 1590 Mark. Wir behaupten keineswegs, dass dieser Betrag zu hoch sei; aber er hätte direkt vom Komitee und nicht indirekt, auf dem Umwege über Spohr, aus Komiteemitteln bezahlt werden sollen; nicht in einer Form, die Jahre hindurch den Fondszeichnern den Tatbestand des finanziellen Interesses des Herrn Hirschfeld verbarg — (ich sage tatsächlich verbarg, nicht notwendigerweise absichtlich verbarg) — und die Höhe des Betrages unkontrollierbar machte, so dass sie erst durch unser Rundschreiben und Hirschfelds ehrenwörtliche und eidliche Versicherungen festgestellt werden konnte. Es hätte von vornherein eine Form gewählt werden sollen, die allen denjenigen, die ihr Geld vertrauensvoll an Herrn Hirschfeld zahlten, einen klaren Einblick in den Sachverhalt ermöglichte. —

Vielleicht könnte nun hier jemand den Einwand erheben, dass es Herrn Hirschfeld, der vielleicht in Geschäftssachen sehr unerfahren sei, nicht deutlich zum Bewusstsein gekommen sein mag, dass die ihm formell „vom Verlage Spohr" gezahlten Honorare dennoch materiell von der Komiteekasse getragen würden. Doch lässt sich das an der Hand folgender Tatsache klipp und klar widerlegen.

Nachdem mein Aufsatz „Entwurf zu einer reizphysiologischen Analyse der erotischen Anziehung" im Jahrbuche 1905 erschienen war, fand ich zufällig zu meinem grössten Erstaunen auf S. 31 des Ziegelrothschen Archivs, einer bekannten medizinischen Zeitschrift, meine Schrift angezeigt, mit dem Vermerk: „Preis Mk. 1,50, Verlag von Max Spohr". Um sicher zu gehen, liess ich durch einen Bekannten den Versuch machen, ob die Firma Spohr wirklich ohne mein Wissen und meine Ermächtigung Sonderabdrücke meiner Arbeit verkaufe. Es zeigte sich, dass meine Schrift wirklich auf dem Wege des gewöhnlichen Buchhandels erhältlich war. Nun beschwerte ich mich bei Herrn Hirschfeld und gab ihm zu verstehen,

dass ich diese meine Arbeit, wie auch alle anderen, nicht deswegen dem Komitee völlig unentgeltlich zur Verfügung gestellt hätte, damit sie die Firma Spohr als Separatschrift auf eigene Rechnung, natürlich ohne die geringste Entschädigung an den Autor, und ohne dessen Wissen, im Buchhandel verbreite. Herr Hirschfeld suchte die Tatsache des unbefugten Abdrucks nebst Verkaufs als möglichst harmlos hinzustellen und erwiderte mir in Bezug auf die Honorarfrage schriftlich unter dem 7. Februar 1906: „. . . . Hätten Sie für Ihre Jahrbucharbeit Honorar beansprucht, so würden Sie solches auch erhalten haben. Bisher ist es so gehandhabt worden, dass diejenigen Autoren, welche darauf angewiesen waren, wie . . . . vom Verlage Honorar erhielten. Während die, welche entweder schrieben, dass sie auf Honorar verzichteten oder von welchen wir annehmen mussten, dass sie dasselbe nicht benötigten, keins erhielten. Da sich die gesamte Herstellung der Jahrbücher dadurch verbilligte, kam dies nicht nur Spohr, sondern auch sehr wesentlich dem Komitee zu Gute."*)

Herr Hirschfeld sah also schon damals ein, dass ein Verzicht auf Honorar dem Komitee „zu Gute" kam; also muss er auch eingesehen haben, dass seine dem Gros der Fondszeichner unbekannte Honorierung als Autor und als Redakteur der Komiteekasse „zu Lasten" fiel, dass er also tatsächlich, ohne Wissen der Fondszeichner, indirekt aus der Komiteekasse ein Honorar bezog, das namentlich in den Jahren, als die Jahrbücher den oft gerügten, von Herrn Hirschfeld immer von neuem durchgesetzten Kolossalumfang erreichten, recht erheblich gewesen sein muss. Hiermit ist nun aber völlig einwandsfrei erwiesen, dass unsere Vorwürfe nur allzu berechtigt waren. Wir wiederholen, dass das Anstössige nicht in der Tatsache und auch nicht in der Höhe des finanziellen Vorteils an sich liegt, sondern in der Form, durch welche die Tatsache weiteren Kreisen unsichtbar und die Höhe der indirekt aus den Komiteemitteln stammenden Bezüge erst durch ehrenwörtliche Erklärungen ersichtlich war.

Auf zwei wichtige Punkte unseres Rundschreibens geht Herr Hirschfeld in seiner Erwiderung gar nicht ein. Im Jahre 1905 sind von Spohr auf Komiteekosten, ausser den Jahrbüchern, für über 4000 Mark (!) „einschlägige", d. h. wohl vorwiegend oder aus-

*) Von mir hervorgehoben!

schliesslich Hirschfeld'sche Schriften, behufs Gratis-Verbreitung gekauft worden. Unsere Frage, ob Herr Hirschfeld ausser seinen Jahrbuch-Honoraren auch noch für diese separaten Schriften Tantièmen erhalten habe, — ob also auch von jenen 4000 Mark etwas aus der Spohrschen Kasse in die Hirschfeldsche Tasche zurückgeströmt sei — beantwortet Herr Hirschfeld nicht. Da er einmal beim Werke war, über seine bisher unbekannten finanziellen Beziehungen zu Spohr unter gehäuften Beteuerungsformeln Aufschluss zu geben, so hätte es nahe gelegen, auch auf diesen Punkt einzugehen.

Ebenso wird die durch seine Autokratie herbeigeführte, in den Abrechnungen verhehlte Schuld des Komitees an die Firma Spohr mit keinem Wort berührt. — Die Obmännersitzung im Frühjahr 1906 hat sich lange mit dieser Schuld beschäftigt und 1000 Mk. für das laufende Jahr zu ihrer teilweisen Tilgung angewiesen; später hat Herr Hirschfeld privatim das Bestehen der Schuld in Abrede gestellt; jetzt, unter seinem Ehrenworte, schweigt er darüber! —

Es gibt Handlungsweisen, die, ohne an sich unehrenhaft zu sein oder unter Strafgesetze zu fallen, dennoch den Täter für bestimmte Stellungen in der Oeffenlichkeit für immer disqualifizieren. Von solchen Handlungen, die in der Oeffentlichkeit stehende Personen, z. B. Staatsbeamte, Parteiführer oder Sachwalter irgend welcher idealer oder humaner Bestrebungen, wie man zu sagen pflegt, „unmöglich machen", steht nun aber obenan gerade die geheime — wenn auch weder kriminelle noch unehrenhafte — Wahrnehmung persönlicher und insbesondere pekuniärer Vorteile, die mit dem verwalteten Amte oder der öffentlich vertretenen Sache irgendwie in Zusammenhang stehen. Auch ist es durchaus in der Ordnung und beruht auf einem richtigen Empfinden, dass eine solche Handlungsweise, auch wenn sie vor dem Strafgesetz und selbst vor dem gewöhnlichen Ehrenkodex des Privatmanns einwandsfrei erscheint, dennoch für die Fortsetzung der öffentlichen Stellung disqualifiziert. Der Beamte soll seines Amtes walten und sich mit seinem festgesetzten, jedermann bekannten Gehalte begnügen, nicht aber seine besonderen Kenntnisse und Beziehungen zur Bereicherung gebrauchen. In ganz ähnlicher Weise erwartet man von einem Parteiführer oder Sachwalter irgend einer idealen Be-

strebung, dass er der Sache diene und für seine Tätigkeit ein angemessenes, jedem Interessenten nach Vorhandensein und Höhe bekanntes, von den berufenen Instanzen gebilligtes Gehalt beziehe. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert; ein Verzicht auf Lohn ist unter Umständen möglich, kann aber im allgemeinen nicht verlangt werden; was aber von dem öffentlichen Sachwalter einer idealen Bestrebung verlangt werden kann und muss, ist, dass er nicht scheinbar auf Lohn für seine Tätigkeit verzichte und diesen auf einem Umwege, der ihn unsichtbar macht, im Geheimen beziehe. Durch einen Verstoss gegen diese Regel wird nur allzu leicht unter Umständen ein Konflikt zwischen den persönlichen Interessen des Sachwalters und denen der vertretenen Sache herbeigeführt. Abgesehen hiervon genügt aber vor der misstrauischen Oeffentlichkeit schon der Schatten eines Verdachts persönlich finanzieller Interessiertheit zur argen Schädigung der vertretenen Sache. Wenn nämlich der Sachwalter auch nur verdächtig ist, aus der Sache, auf Kosten der Sachfreunde, unkontrollierbare Einkünfte zu beziehen, so hält das natürlich viele ab, dem Unternehmen beizutreten; und mit Recht: denn sie fragen sich zweifelnd, wieviel von den gezahlten Beträgen der Sache, und wieviel der Person des Chefs zugute komme. Selbst wenn die Honorierung des Herrn Hirschfeld durch die Firma Spohr ein unbegründeter Verdacht gewesen wäre, so wäre es dennoch im Interesse der Sache Pflicht gewesen, zur Widerlegung eines so ungeheuer schädlichen Verdachts vor der Oeffentlichkeit das Verhältnis zu Spohr zu lösen, die Jahrbücher in Selbstverlag zu nehmen und hinfort die Honorare direkt, in sichtbarer Form und in kontrollierbarer Höhe der Komiteekasse zu entnehmen. — Mehr noch als alle Rücksicht auf Ersparnisse, war dies der Grund, weswegen der Arbeitsausschuss auf den Selbstverlag drang und seine Bemühungen verdoppelte, nachdem die bisher nur dunkel vermuteten Zusammenhänge sich als tatsächlich wahr herausgestellt hatten. —

*

* *

Die späteren Ereignisse gehören nicht mehr in den Rahmen dieser Denkschrift und seien daher mit wenigen Worten abgetan, umsomehr, als sie sich zum Teil erst nach Niederschrift unseres Manuskripts zugetragen haben. Es scheint so, als ob Herr Hirschfeld

Ansehen und Vertrauen dadurch zu reparieren sucht, dass er jetzt endlich mit einem Male durch organisatorische Bestrebungen oder den Schein einer Organisation — wir vermögen als nunmehr Aussenstehende die Sachlage nicht mehr klar zu überblicken — seine Selbstherrlichkeit wirklich oder scheinbar beschränkt, indem er nachträglich das tut, was wir längst und noch zuletzt in unserm im Anhange abgedruckten Rundschreiben vom Herbste 1906 verlangt hatten; jetzt, nachdem er die Opposition, welche Finanzwirtschaft und Zwischenstufentheorie durchschaut hatte, losgeworden ist. Nun, obwohl wir, als selbständige, ein ähnliches Ziel verfolgende Gruppe logischer und unvermeidlicher Weise in gewissem Sinne die Konkurrenten des alten Komitees sind und sein müssen, so soll es uns doch der allgemeinen Sache wegen aufrichtig freuen, wenn unsere Anklagen und die damit zusammenhängende Sezession Herrn Hirschfeld wirklich gezwungen haben sollten, die ihm zur Verfügung stehenden Mittel fruchtbringender anzuwenden. Er mag in der Wahl seiner neuen, zum teil pseudonymen „Obmänner" noch so vorsichtig gewesen sein; sie mögen ihm noch so blind ergeben und von Berlin noch so weit entfernt sein, so werden sie doch einige Aufsicht ausüben; und dann müssten sie, falls nicht wirklich ernstliche Reformen durchgeführt sind, mit der Zeit zu denselben Schlüssen kommen, wie wir. —

Vom Hirschfeldschen Standpunkte aus betrachtet, mag sich aber vielleicht der ganze Vorgang noch anders, nämlich als eine durch persönliche Beleidigungen und brüske Verletzung des die Statuten ersetzenden Gewohnheitsrechts absichtlich bewirkte Loslösung derjenigen Elemente darstellen, die sich teils durch eindringende Studien über den Verbleib der jährlichen achtzehntausend Mark, teils durch sachverständige Beurteilung der Komitee-Wissenschaft, alias Urningstheorie, unbequem gemacht hatten. Die abzulösenden Elemente wurden brüskiert, die Bedenklichen durch die Parole von der angeblichen Agitationsgefährlichkeit anderer Theorien beschwichtigt, und das weitere Publikum über die intimen Zusammenhänge im Unklaren gelassen. Der Preis, den Herr Hirschfeld für diese Loslösung voraussichtlich zahlen musste, war eine weitgehende Aufklärung der Fondszeichner über die internen Zustände in der Komiteeverwaltung; und die vorauszusehende Wirkung dieser Aufklärung wiederum mag es sein, die ihn nunmehr

zu wirklichen oder scheinbaren Zugeständnissen der seit Jahren von uns verlangten Art zwingt, auf dass nicht ein allzu grosser Teil seiner Anhänger ihm Gefolgschaft und freiwillige Steuer vorenthalte. Die auf unser letztes Rundschreiben an uns eingegangenen zahlreichen Zustimmungskundgebungen lassen vermuten, dass auch Herr Hirschfeld mit Briefen der Art überschüttet worden ist und dadurch erkannt hat, dass es nunmehr denn doch die höchste Zeit für Gewährung einer Konstitution sei.

Die Neukonstitution — die plötzliche Erfüllung einer viele Jahre alten Forderung in diesem Augenblick — hat offenbar den Zweck, der gefürchteten Sezession, so viel wie möglich den Wind aus den Segeln zu nehmen. —

Noch eine zweite Betrachtung wirft ein, wenn schon gleichfalls hypothetisches Licht auf die Motive Dr. Hirschfelds. Trotz aller diplomatischen Gewandtheit — oder ist es hier richtiger zu sagen: wegen dieser seiner Gewandtheit? — hat er sich, wie es scheint, niemals dauernd mit solchen Personen gestellt, von denen er fühlte, dass sie mit der Zeit seinen „wissenschaftlichen" Nimbus überstrahlen könnten. Wie viel oder wie wenig dazu gehört, ergibt sich aus dem zweiten Abschnitte dieser Denkschrift, woselbst an einem auffallenden und völlig populären Beispiele das Niveau der allgemeinen Kenntnisse Dr. Hirschfelds beleuchtet, und ferner dargetan wird, dass er in seiner Spezialität, der Wissenschaft von den angeblichen „sexuellen Zwischenstufen", fast gänzlich von dem Juristen Ulrichs abhängig ist und Originalität eigentlich nur in denjenigen Teilen seiner Schriften aufweist, die er nicht selbst geschrieben, sondern sich von seinen Klienten als sexuelle Seelenbekenntnisse hat schreiben lassen. Ein trotz aller Gratisverbreitung seiner Schriften am Ende begreiflicher Mangel an Vertrauen zur eigenen Wissenschaft und zur Nachhaltigkeit ihrer Wirkung auf das Publikum mag ihn mit Misstrauen gegen Solche erfüllt haben, die ihm in dieser Beziehung Konkurrenz machen konnten.

Herr Dr. Albert Moll, der noch vor etwa einem Jahrzehnt auf dem Gebiete der „konträren Sexualempfindung" für eine Hauptautorität galt, war z. B. nicht nur Unterzeichner der Komitee-Petition, sondern auch Mitarbeiter am Jahrbuche, Besucher der Versammlungen und allem Anschein nach Freund der Hirschfeldschen

Bestrebungen. Allein Hirschfeld hat ihn als Freund nicht halten können oder wollen. Da Moll früher als Gegner des § 175 aufgetreten war, so konnte er sich nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen, und so empfahl er denn, unter den heftigsten Angriffen auf Hirschfeld, eine Heraufsetzung des sogenannten „Schutzalters" für das weibliche und ganz besonders (!) für das männliche Geschlecht. Jedermann sieht ein, dass ein Kampf gegen § 175 wahrlich nicht der Mühe lohnte, wenn man dafür ein übermässig hoch geschraubtes Schutzalter eintauschte. Denn der normale Homosexuelle fühlt sich eben zum zwar reifen, aber doch jugendlichen Menschen hingezogen. Ich selbst habe seinerzeit, als Herr Hirschfeld durch die Mollschen Attacken in Not geraten war, auf seine dringenden Bitten mich gegen meine Gewohnheit herbeigelassen, ihm sogar auf dem Niveau gewöhnlicher Zeitschriftsartikel zu sekundieren, und habe die Unhaltbarkeit dieser Vorschläge in meiner Abhandlung im Jahrbuche 1906 dargelegt.

Ebenso hat sich einer der belesensten und fleissigsten Mitarbeiter der Jahrbücher, der früher sogar für das Komitee mit zu zeichnen pflegte, Herr Professor Karsch, voll Groll vom Komitee zurückgezogen und veröffentlicht seine Arbeiten nicht mehr im Jahrbuche, sondern als separat erscheinende Schriftenfolge bei dem Münchener Verlage Seitz & Schauer, obwohl Herr Karsch durchaus auf dem Boden der Urningshypothese steht und gerade meine von der Umgebung Hirschfelds für agitationsgefährlich ausgegebene biologische Auffassung der Homosexualität aus rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten auf das schärfste bekämpft hat. —

Allein, wie gesagt, sind die Vorgänge nach unserer Sezession nicht Gegenstand dieser Denkschrift. Wir kommen daher, diesen Abschnitt resümierend, auf das Vorhergehende zurück und stellen als Endergebnis folgendes fest: wir, die wir seit Jahren durch intensivste Mitarbeit einen besonders intimen Einblick in den internen Betrieb des Komitees gewonnen hatten, haben, kurz gesagt, das Vertrauen zu Herrn Dr. Hirschfeld verloren. Und hier ist wohl bewiesen worden, dass das nicht ohne zureichende Gründe geschehen ist, und insbesondere auch, dass die Hirschfeldsche Antwort auf unsere Vorwürfe keineswegs geeignet ist, das Vertrauen wiederherzustellen.

Sollte es sich aber auch zeigen, dass Herr Hirschfeld, unter dem Druck der Verhältnisse, nun wirklich Ernst macht mit der

endlichen Erfüllung unserer alten Forderungen, so haben wir zu erklären, dass das für uns zu spät geschehen ist, und dass uns der Name Hirschfelds, nach den oben ausgeführten Erwägungen, nicht mehr geeignet erscheint, unsere Sache vor der Oeffentlichkeit zu vertreten. Auch kann uns, nach den geschilderten Vorkommnissen, ein Zusammenarbeiten aus persönlichen Gründen nicht zugemutet werden; wir ziehen es daher vor, selbständig vorzugehen.

II. Wissenschaftliche Differenzpunkte.

Da der Verfasser dieser Denkschrift nicht nur, ob er nun will oder nicht, als der wissenschaftliche Fachmann der Sezession angesehen werden wird, sondern auch in der Tat seit Jahren der Urheber und Verfechter einer in manchen Stücken neuen biologischen Deutung der gleichgeschlechtlichen Liebe ist, so kann ihm die folgende persönliche Vorbemerkung an dieser Stelle und bei dieser Gelegenheit nicht wohl falsch ausgelegt werden. Die Bildung eines selbständigen, in alle Tiefen dringenden und alle Details beherrschenden Urteils über Spezialfragen ist für das weitere Publikum zwar nicht unmöglich, aber doch mit manchen Schwierigkeiten und einem grossen Aufwande an Arbeit, Zeit und Nachdenken verbunden. Daher mag die Mehrzahl der Interessenten fast unwillkürlich nach meiner wissenschaftlichen Legitimation fragen. Persönliche und publizistische Antezedentien beweisen nun zwar allerdings nichts für oder gegen die Richtigkeit einer Theorie; wohl aber sind sie unter Umständen wertvolle Fingerzeige. Die steigende Zahl derjenigen, die zum teil auf meine Anregung hin, ihr Vertrauen der alten Organisation und ihrem Leiter entziehen und uns zuwenden, hat ein Recht darauf, uns gleichsam persönlich kennen zu lernen. Die Fragen, was für eine Persönlichkeit der Verfasser sei und worauf er seine Ansprüche auf Sachverständigkeit in dieser Frage gründe, konnte nun kaum anders und jedenfalls nicht besser beantwortet werden, als durch den im Anhange erfolgten Abdruck eines kurzen Lebenslaufes und einer Liste der hauptsächlichsten Veröffentlichungen. Ich lege Wert darauf, dass ich zwar auch über die Frage der gleichgeschlechtlichen Liebe in der Hirschfeldschen Zeitschrift und anderwärts ausgiebig publiziert habe, trotzdem aber keineswegs zu den ausschliesslichen Sexual-Autoren gehöre, die, wennschon in einzelnen Fällen

zu Unrecht, immer dem Verdacht ausgesetzt bleiben, unter dem modischen Deckmantel einer mehr oder minder wissenschaftlichen Behandlung im Grunde doch nur auf das sexuelle Sensationsbedürfnis des Publikums buchhändlerisch oder sonst wie zu spekulieren. Man überlege, ob eine — durch zahlreiche in den leitenden Zeitschriften erschienene Originalabhandlungen belegte — Beschäftigung mit verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft und speziell der Biologie, im Verein mit jahrelangem Studium der Soziologie und ausserdem unserer Spezialfrage nicht vielleicht in gleichem oder höherem Grade zu einem sachverständigen und fachmännischen Urteil darüber befähige, wie eine einseitig medizinische Ausbildung. Uebrigens sei aber schon hier scharf betont, dass wir auf die naturwissenschaftliche Theorie weit weniger Gewicht legen als Herr Hirschfeld und vielmehr die Frage vorwiegend vom naturrechtlichen Standpunkte aus als eine solche der persönlichen Freiheit ansehen.

* * *

Um die Aufmerksamkeit von den wahren Ursachen der Spaltung abzulenken, wird von der Gegenseite die Parole ausgegeben, dass die wissenschaftliche Meinungsverschiedenheit das Zusammenarbeiten unmöglich gemacht hätte, und dass ausserdem die Sezessionisten — insbesondere der Verfasser dieser Denkschrift — durch ihre angeblich ultraradikalen Anschauungen die Erreichung des gemeinsamen nächsten Zieles — die Ausmerzung des naturrechtswidrigen Paragraphen und des gesellschaftlichen Vorurteils — eher erschwerten denn förderten.

Der Umstand, dass von mir in drei Jahren, abgesehen von den selbständig erschienenen Schriften, nicht weniger als drei grössere und zwei kleinere Abhandlungen in den Hirschfeldschen Jahrbüchern abgedruckt werden konnten, beweist, dass die theoretischen Differenzen nicht die Ursache der Sezession gewesen sind und zu ihr auch nur wenig beigetragen haben können. Die Frage freilich, ob Herr Hirschfeld meine Beiträge angenommen haben würde, wenn seinem diplomatischen Bedürfnisse nach allerhand Rücksichtnahmen eine entsprechende Kenntnis gelehrter Dinge und Personen zur Seite gestanden hätte, ist eine andere und

wahrscheinlich zu verneinen. Herrn Hirschfeld war z. B. die moderne Reizphysiologie und Tropismenforschung ebensowenig geläufig, wie der Umstand, dass Löb noch immer, trotz seiner allmählich durchgesetzten Berühmtheit, in manchen einflussreichen Professorenkreisen aus cliquologischen Gründen Anstoss erregt. Am allerwenigsten aber hatte Herr Hirschfeld die blasseste Ahnung davon, dass man mit ausgiebiger Nennung und Zitierung Eugen Dührings nicht in ein, sondern in mindestens drei Wespen- und Hornissennester sticht, was mir, als Zoologen, natürlich nichts ausmacht, da ich mich auf die Behandlung der Insekten, auch der giftigen und stechenden, fachmännisch verstehe, was aber der doch sonst so übermässig vorsichtige Herr Hirschfeld nicht riskiert haben würde, wenn er über etwas mehr allgemeine Kenntnisse verfügte. Ich nahm keinen moralischen Anstoss daran, einem Redakteur etwas vorzusetzen, das er nicht ganz verstand, und brauchte das auch nicht, da ich ja für meinen Artikel allein verantwortlich war und diese Verantwortung auch gern trug. Nun aber erwähnte Herr Hirschfeld kürzlich in einer privaten Kundgebung, er sei von massgebender Seite vor mir und vor meinem Einflusse gewarnt worden — Alles natürlich, ohne dass er den wahren Zusammenhang begreifen konnte. Da er nun, durch mein Ausscheiden in die Lage kommen könnte, die Folgen meines letzten juristischen Artikels und seiner flagranten Durchbrechung der Dühringsperre allein zu tragen, so sei ihm die Wohltat eines ausführlichen Nachweises seiner Unschuld in dieser Beziehung erwiesen. Dieser Nachweis ist nicht schwer. Herr Hirschfeld schreibt in den einleitenden Worten zu seiner Schrift „Vom Wesen der Liebe" (auf S. 3 des letzten Jahrbuchs): „Noch als die vier deutschen Philosophen des letzten Drittels des XIX. Jahrhunderts, Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche und Dühring, die Liebes- und Geschlechtsfragen . . . . . . in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen etc." — Wer fähig ist, Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche und Dühring in einem Atemzuge zu nennen und sämtlich in das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zu versetzen — dem müssen bei dem Verbrechen einer Verletzung der allgemeinen Dühringsperre, dieses, wie jeder einigermassen Unterrichtete doch weiss, unverbrüchbrüchlichsten aller literarischen Tabus, jedenfalls mildernde Umstände zugebilligt werden. —

Die theoretische Meinungsverschiedenheit, über die jedenfalls seit Erscheinen meiner „Renaissance" kein Zweifel obwalten

konnte, ist also keineswegs die Ursache der Trennung gewesen. Eine Spaltung wegen wissenschaftlicher Doktorfragen wäre angesichts eines praktischen Zieles auch eine Torheit gewesen, zumal wenn, wie in diesem Falle, die abweichenden Meinungen nicht nur in separaten Werken, sondern im Organ des Komitees selbst ziemlich ausreichend zu Worte kommen konnten. —

Die Wichtigkeit der einmal vollzogenen Spaltung für die emanzipatorische Gesamtbewegung liegt aber in der Tat vorwiegend auf theoretischem Gebiete:

Die Bahn ist frei für eine weniger dogmatische, unbefangenere und richtigere Würdigung der gleichgeschlechtlichen Liebe.

Kräfte, die bisher teils aus wirklicher Ueberzeugung, teils aus trügerischen Opportunitätsgründen und grösstenteils in Ermangelung von etwas Besserem in den Dienst der Urningsfarce gestellt waren, sind z. T. schon jetzt frei geworden, z. T. werden sie in fortschreitendem Masse frei werden. Schon vor drei Jahren, in meinem einschlägigen Hauptwerke, habe ich es ausgesprochen, dass die ausschliesslich oder vorwiegend ärztliche Leitung einer Bewegung, die in letzter Linie auf eine persönliche und gesellige Freiheitsforderung hinausläuft, an sich eine Abnormität und nur als ein, wenn schon im Anfange vielleicht notwendiges, Uebergangsstadium zu verstehen sei. Dieses Intermezzo hat nun mit der Spaltung und Neugründung einer andersartigen Organisation entweder sein definitives Ende erreicht oder aber mindestens einen grossen Schritt gegen das Ende hin gemacht.

Nicht wenige der Hirschfeldschen Fondszeichner halten sich zur „Zwischenstufen"-Theorie weniger aus Ueberzeugung, als vielmehr in dem Glauben, dass die Lehre von der „Zwischenstufennatur" der gleichgeschlechtlichen Liebe zum Kampfe für die Abschaffung des § 175 besonders geeignet sei.

Ich selbst habe von Personen, die Herrn Hirschfeld nahestehen, die Ansicht äussern hören, dass andere wissenschaftliche Theorien für die Agitation gegen den § 175 weniger opportun, ja vielleicht sogar schädlich seien. Nun ist es eine alte Erfahrung, dass Wissenschaft da nicht gedeihen kann, wo Opportunitätsrücksichten genommen werden. Man fragt sonst weniger nach den Kriterien der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit einer

Theorie, als vielmehr nach deren voraussichtlicher agitatorischer Wirkung. Echte Wissenschaft, oder besser gesagt — da das Wort Wissenschaft von zu vielen beschmutzt worden ist — ehrliches Wahrheitsstreben fragt nicht nach dem agitatorischen Erfolge und nimmt überhaupt keine diplomatisch-geschmeidigen Rücksichten. Es ist wahr, dass sie meist stärkeren Anfeindungen ausgesetzt ist, als ein mit Rücksicht auf die herrschenden Vorurteile und die ungerechte Gewalt aus Richtigem und Unrichtigem angerührtes Ragout. Wenn man aber längere Zeiträume ins Auge fasst, so ist doch der Sieg auf Seiten der rücksichtslosen Wissenschaft. Das mögen diejenigen Fondszeichner bedenken, die selbst die von Herrn Hirschfeld vertretene Ulrichssche Theorie im Grunde für irrig halten, ihre Propaganda aber dennoch mit klingender Münze unterstützen, weil sie wähnen, dass sie für die Agitation unentbehrlich sei.

Die Sezession wird daher voraussichtlich sowohl im Kreise der bisherigen Fondszeichner des Komitees wie auch in den viel weiteren, Herrn Hirschfeld fernstehenden Kreisen eine Scheidung der Geister in zwiefacher Richtung herbeiführen.

Die Sezession protestiert nicht nur gegen die Organisations- und Finanzmisère des alten Komitees, sondern auch gegen dessen bettelhafte Theorie — eine Theorie, die ärmlich entlehnt ist und zur Erbettelung von Mitleid gebraucht wird. Obwohl auch wir, um es sofort zu betonen, für die gleichgeschlechtliche Liebe — wenigstens für deren mehr materielle, sexuelle Seite — weder Propaganda machen, noch auch sie „verherrlichen", sondern nur die Wahrheit über sie erforschen und verbreiten wollen, so gedenken wir doch geradere, vielleicht etwas steilere, jedenfalls aber kürzere Wege einzuschlagen als das alte Komitee. Da das nun zum Teil Temperamentssache ist, so hat es sich schon jetzt gezeigt und wird sich in Zukunft noch deutlicher herausstellen, dass unsere Auffassung von vornherein auf Sympathie rechnen kann in den Kreisen der mehr viril veranlagten Freunde der männlichen Jugend — gleichviel ob sie nun „sexuell" verkehren oder nicht, da das für den Unbefangenen eine verhältnismässige Nebensache und jedenfalls eine reine Privatangelegenheit ist; während sich die extrem femininen „Homosexuellen" im Ganzen im Hirschfeldschen Lager wohler fühlen und diesem jedenfalls nicht auf grund der Theorie,

sondern höchstens wegen der auch für Feminine am Ende nicht unsichtbaren unzweckmässigen Geldverwendung untreu werden möchten.

*

* *

Was ist denn nun aber die Wissenschaft des wissenschaftlichen Komitees?

Nicht nur Herr Hirschfeld, sondern die Medizinerliteraten insgesamt haben mit geringen Abweichungen und unbedeutenden Zutaten den Inhalt der zwölf Broschüren des Juristen K. H. Ulrichs unter die Leute gebracht. Ulrichs ist ein ehrlicher, mutiger und origineller Mann gewesen. Demgemäss hat er, mit seinem damals wirklich bahnbrechenden Auftreten, äusserlich wenig Erfolg gehabt. Ein Menschenalter später, als die Frage nicht mehr so indiskutabel war, kamen autoritätsgepanzerte, geschäftige Mediziner, die hier ein neues Tätigkeitsfeld für Theorie und Praxis aufgespürt zu haben meinten. Und ihre Witterung hatte sie nicht getäuscht. Ulrichs wurde in der Juristenversammlung zu München im Jahre 1867 niedergebrüllt und starb 1895 einsam zu Aquila in den Abruzzen; seine ärztlichen Nachgänger hatten, ein jeder in seiner Art, leidliche Erfolge an Geld, Ansehen oder Beidem. Der Eine begnügte sich mit händlerischen Spekulationen auf das geschlechtliche Erregungsbedürfnis des Publikums, das ihm zahlreiche Auflagen einer sogenannten Psychopathia sexualis abkaufte; Andere machten in Hypnotismus und suggerierten gegen Honorar die Liebe zum Freunde weg und zum Weibe an; noch andere betrieben erfolgreiche Agitationsgeschäfte.

Man verstehe unser wohlerwogenes, auf eingehendster Kenntnis und psychologischer Analyse beruhendes Urteil nicht falsch. Ehrliches Interesse für eine als gerecht erkannte Sache und die Wahrnehmung persönlicher Vorteile sind zwar sicherlich zwei verschiedene Gesichtspunkte; sie schliessen einander jedoch nicht immer aus. Im Gegenteil, eine gerechte Sache findet meist erst dann zahlreiche und nachhaltige Sachwalter, wenn den Sachwaltern ein persönlicher Vorteil winkt, sei es, dass dieser in Eitelkeitsbefriedigung, in Geld oder in Beidem besteht. Auch Sachwalter wollen am Ende leben. Daher kommt es, dass oft, ja leider meist, die wahren Urheber neuer Ideen, die wirklich originellen Köpfe —

die ja ihrem ganzen Charakter nach undiplomatisch, intransigeant, grundehrlich, daher schlechte Geschäftsleute, keine geschickten Reklamemacher und überhaupt unpraktisch zu sein pflegen — arm und ruhmlos sterben, während die späteren Benutzer ihrer Ergebnisse Ehre und Gold einheimsen. Den Bahnbrecher durch den Urwald der Vorurteile reissen die Dornen blutig, und oft sinkt er, von niemand gesehen, tötlich ermattet, zu Boden. Die Nachtreter und Ausweiter der von ihm gebahnten Pfade aber erwecken den Anschein, als ob sie erst die Helden wären, machen viel Geräusch und gelten vor dem beifallspendenden Publikum als die Rechten.

In Wahrheit wurde von den homosexuell schriftstellernden Medizinern alles, was der hannöversche Amtsassessor in die Welt gesetzt hatte, fast ohne jede Kritik mit dem medizinisch-autoritären Stempel versehen, teilweise in den medikastrischen Jargon übersetzt, und mit sogenannten „Krankengeschichten" ausgeschmückt dem Publikum teils in dicken Bänden, teils im Traktätchen-Formate, vorgesetzt.

Vor dem Kundigen verraten sich Nachtreter als solche hauptsächlich dadurch, das sie auch die Fehler und Geschmacklosigkeiten des Originals nachahmen; genau so, wie sich das wörtliche Plagiat durch nichts sicherer verrät, als durch die Uebernahme von Druckfehlern. So zeigt sich die Abhängigkeit der medizinischen Literatur von den Ulrichsschen Wahrheiten und Irrtümern rein äusserlich darin, dass sie allgemein das von Ulrichs in einer schlechten Stunde erfundene, blödsinnige, sprachwidrige und geschmacklose Wort „Urning", nebst Ableitungen, mit ernster Miene als nunmehr „wissenschaftlichen" terminus technicus in Umlauf gesetzt hat. Von der Urania soll's herkommen; infolge der Verstümmelung klingt es aber eher an Urne, an den Urner See oder an — sonst etwas, denn an die himmlische Göttin an.

Sachlich ist aber Ulrichs — trotz einiger teilweiser Vorgängerschaften, auf die hier nicht eingegangen werden kann — der Urheber der reklameberühmten, mit Tausenden subventionierten Theorie von den „sexuellen Zwischenstufen", der Theorie von den armen weiblichen Seelen, die in männlichen Körpern schmachten, und vom „dritten Geschlecht". —

Gewiss, es gibt „sexuelle Zwischenstufen". Früher nannte man sie Zwitter. Es sind das seltene Missbildungen, die schät-

zungsweise — höchstens — nach geringen Bruchteilen eines Promille zählen. Ihrer selbst bewusste gleichgeschlechtlich Empfindende gibt es aber ganze Prozente; wenn man total und partiell Homosexuelle zusammenzählt, so kommt man auf grund der statistischen Enquêten schon auf volle sechs Prozent; und wenn man den Begriff der gleichgeschlechtlichen Liebe nicht auf die gröberen Aeusserlichkeiten beschränkte, so würde man noch viel grössere Zahlen erhalten. Schon dieser ungeheuere Unterschied in der Grössenordnung objektiv wahrnehmbarer Zwitterbildungen und gleichgeschlechtlich Empfindender macht die Zwischenstufentheorie äusserst unwahrscheinlich. Ein Blick auf die ausser- und vorchristlichen Kulturnationen vollends genügt, um die völlige Unhaltbarkeit der Theorie darzutun. Im alten Hellas zumal müssten die meisten Feldherren, Künstler und Denker Zwitternaturen gewesen sein. Jenes Volk, von dessen Initiative in allen höhermenschlichen Bestrebungen jede spätere europäische Kultur zehrte, müsste grösstenteils aus krankhaften, halbschlächtigen Individuen bestanden haben und zwar besonders vor und zu seiner Blütezeit; denn es ist gerade die ältere hellenische Literatur, in der unter Liebe nur die Jünglingsliebe verstanden wird, während die Liebe zum Weibe mit dem emazipationsmässigen Hervortreten des Weibes selbst erst gegen die Verfallszeit hin deutlicher wird. — Der althellenische Jünglingskult war daher für die Urningstheorie ein verschwiegener und gemiedener Stein des Anstosses. Diese Sitte war ja viel, viel zu allgemein, als dass sie von den angenommenen 1,5 Prozent „Homosexueller" hätte getragen werden können! Es war vielmehr augenscheinlich, dass jene Zustände vorwiegend auf der sehr viel grösseren Zahl der sogenannten „Bisexuellen" beruhten, und der Gedanke lag wenigstens nahe, dass ein gewisser Grad von „Bisexualität" noch viel weiter verbreitet sei, als die moderne Statistik zeigte und nur bei uns, durch die von Jugend auf wirksame Suggestion gegen alles auch nur von weitem an Homosexualität Erinnernde, künstlich zum Verkümmern gebracht werde. Alles das wurde von mir schon vor drei Jahren in der „Renaissance" ausführlich auseinandergesetzt. Von den Bisexuellen war aber im Urningslager bis dahin wenig die Rede gewesen, da sie theorie- und agitationswidrig waren, und erst meine Schrift, sowie vielleicht auch die Ergebnisse der Statistik, zwangen die Verfechter der Zwischenstufentheorie wider Willen, sich ein wenig mehr um die Bisexualität zu kümmern. Die

hellenischen Sittenzustände, die grosse Zahl der Bisexuellen, und die daran anknüpfenden Erwägungen erschienen nämlich bedenklich, weil sie den Gegnern die Behauptung an die Hand geben konnten, dass eine Aufhebung des § 175 hellenische Sitten und Geselligkeitszustände nach sich ziehen müsse, gegen welche ein schier unüberwindliches, hauptsächlich von den Interessen der Weiblichkeit getragenes Vorurteil besteht. Die Antwort auf jenes Bedenken wäre nun freilich nicht schwer gewesen: ein Blick auf die Länder ohne § 175 beweist, dass — mag man es beklagen oder sich darüber freuen — eine solche Folge keineswegs eintritt, da nämlich die Sitte weit stärker ist als das Gesetz. Die Sitte hat Argusaugen und trifft die leisesten Anklänge; das Gesetz muss sich auf scharf definierbare, gröbere Vorkommnisse beschränken und erblickt auch von diesen nur einen geradezu verschwindenden Bruchteil. Anderseits zeigt die intime Gesellschaftsbeobachtung in Deutschland, dass in nicht ganz kleinen Kreisen eine Annäherung an den hellenischen Jünglingskult trotz des § 175 ganz gut möglich ist. Hellenische Zustände in diesem Sinne hängen eben viel weniger von irgend welchen Paragraphen ab, als von der Sitte, die in diesem Falle vorwiegend auf der sozialen Stellung der Frau beruht. So lange die Frauen durch ihre gesellige Allgegenwart die Jünglingsliebe, die sie als eine Art unlauteren Wettbewerbs hassen, bloss mit gesellschaftlichen Waffen operierend, verpönen und erschweren können, sind hellenische Zustände in weiterem Umfange mit oder ohne § 175 unmöglich. Sobald sich aber eine Nation oder einzelne Gruppen von der europäischen Schätzung des Weibes lossagen, so ist, mit oder ohne § 175, die Ausbildung hellenischer Geselligkeitszustände oder einer Annäherung daran die unausbleibliche Folge.

Etwas Analoges erlebt man übrigens, einem allgemeinen und wahrscheinlich begründeten on dit zufolge, bei der ausschliesslich oder vorwiegend weiblichen Geselligkeit eines guten Teils der modernen Frauenemanzipation. —

Neulich hat der produktivste der über Sexualia schriftstellernden Mediziner die hellenische, von der Volkssitte getragene Paiderastia als eine mit der Bisexualität zusammenhängende „Pseudohomosexualität" von der „echten" trennen wollen Dass jene Volkssitte in weit höherem Grade auf der Bisexualität als auf der reinen Homosexualität beruhte, ist nun, wie gesagt, richtig, selbst-

verständlich, und von uns und andern längst hervorgehoben worden. Da es sich aber doch um wirkliche Liebe unter wirklich Geschlechtsgleichen handelte, so ist unerfindlich, was daran „Pseudo" sein soll. Der Urheber jener neuesten wissenschaftlichen Theorievariante hat anscheinend eine abnorme, d. h. ungewöhnliche Vorliebe für das „Pseudo" in Theorie und Praxis. Benutzt er doch, ausser seinem wahren Namen, nicht weniger als ein vierteldutzend Pseudonyme! Erstens ein indifferent wissenschaftlich klingendes, Dr. Albert Hagen; zweitens ein adliges, G. v. Welsenburg. Drittens aber hat es dieser wissenschaftliche Autor für praktisch gehalten, auch den Charakter- und Geistesadel pseudonymisch zu imitieren, indem er den berühmten Autornamen Dr. Eugen Dührings mit der geringsten zulässigen Abänderung nachahmte und als Dr. Eugen Dühren über grossenteils sadistisch gefärbte Sexualia schrieb. Bei der Unwissenheit weiter Kreise hat er es denn durch diese Namensmimicry komischerweise wirklich erreicht, dass man mir, als ich einmal gesprächsweise Eugen Dühring und dessen antihebräische Tendenzen erwähnte, die verblüffende Eröffnung machte, hinter jenem „Pseudonym" verberge sich, wie jeder Eingeweihte wisse, ein — selbst hebräischer Mediziner namens Dr. Iwan Bloch! —

Zu derselben Zeit, als Herr Dr. Hirschfeld durch sein Verhalten uns zur Sezession veranlasste, hat er sich mit jenem Dr. Bloch befreundet, der in früheren Publikationen als Gegner der Komiteetheorien aufgetreten war, sich neuerdings aber mit der erwähnten Pseudo-Wendung bekehrt hat.

Glaubt Herr Hirschfeld wirklich, durch einen solchen Personentausch und durch solche Allüren das Odium einer gewissen Unvornehmheit zu vermindern, das von den Gegnern des männlichen Emanzipationskampfes ihm und seinem Komitee mit Erfolg angehängt worden ist?

*

* *

Trotz ihres Mangels an Originalität ist die medizinische Literatur zweifellos überaus nützlich gewesen. Der medizinischen Autorität, die von ihren „Krankheitsbeobachtungen" sprach, wurden Erörterungen gestattet, die von der Prüderie zu einem Rührmich-

nichtan gestempelt und deren anderweitige Besprechung durch Knebelgesetze erschwert war. Erst durch das gleichviel ob selbstlose oder spekulative Eintreten einiger Aerzte konnten weitere Kreise über das blosse Vorhandensein der gleichgeschlechtlichen Liebe unterrichtet und die bisher nur von wenigen behauptete, von andern angezweifelte Tatsache, — dass es wirklich eine grosse Zahl rein „homosexuell" veranlagte Männer gibt, — zu einem Bestandteil des allgemeinen Wissens gemacht werden. Und erst hierdurch ist jene Bewegung entstanden, die immer weitere Kreise zieht und die wohl durch keine Macht mehr aufgehalten werden kann. Es liegt uns wahrlich fern, die Bedeutung der medizinischen Agitation zu unterschätzen.

Durch ihre Alleinherrschaft ist aber die Bewegung in dreifacher Richtung einer verhängnisvollen Einseitigkeit anheimgefallen, einer Einseitigkeit, die, wenn man sie ungestört fortwirken liesse, am Ende mehr Schaden anrichten müsste, als die ganze medizinische Propaganda im übrigen Nutzen gestiftet hat; denn den § 175 würde man schliesslich auf Grund bloss juristischer Erwägungen loswerden, wie ja die analogen Strafnummern in anderen Ländern gleichfalls ohne ärztliche Beihilfe entschlummert sind.

Schon allein der Umstand, dass das grosse Publikum immer nur Aerzte an der Spitze der Bewegung sieht, musste dem Irrtum Vorschub leisten, als ob es sich um eine Krankheit, mindestens aber um eine Krankhaftigkeit handle. Mit Krankheiten kann man nun zwar Mitleid haben, „human" gegen die Kranken verfahren und wohl gar sie zu „heilen" versuchen; man wird den vermeintlich physisch Minderwertigen aber niemals Gleichberechtigung zuerkennen.

Nun haben zwar die Vorgeschritteneren unter den Medizinern die Lehre von der Krankhaftigkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe ausdrücklich fallen lassen: sie mussten das auch tun, weil ihnen sonst die Klienten davongelaufen wären.

Ein Rest des Irrtum ist aber übrig geblieben und kann erst mit der falschen Zwischenstufentheorie selbst verschwinden. Eine Beimischung weiblicher Eigenschaften, also eine Annäherung an ein wenigstens psychisches Zwittertum, wie es die Ulrichssche Theorie als Erklärung der gleichgeschlechtlichen Liebe lehrt, muss

nämlich immer den Anschein erwecken, als ob alle ganz oder teilweise gleichgeschlechtlich empfindenden Männer *als Männer* doch nicht ganz voll zu nehmen und mit einer Unvollkommenheit behaftet seien. So lange die Liebe zu einem männlichen Wesen als eine spezifisch und ausschliesslich weibliche Eigenschaft ausgegeben wird, was zwar für die *nicht-sozialen Lebewesen, aber nicht für den hochsozialen Menschen zutrifft*, so lange hilft es nichts, die Krankhaftigkeit in Abrede zu stellen — es bleibt doch unvermeidlich die Vorstellung eines partiellen Zwittertums, also einer Art psychischer Missgeburt übrig. Auch hierfür kann man nicht Achtung in Anspruch nehmen, sondern höchstens um Mitleid und allenfalls um Duldung bitten.

Drittens hat sich die medizinische Richtung allzu ausschliesslich mit der gröberen und gröbsten Seite der Frage beschäftigt und den geistigen und kulturellen Teil der Frage höchstens gestreift. Das kommt darauf hinaus, als ob man bei der mannweiblichen Liebe in Leben, Kunst und Literatur das Augenmerk ausschliesslich auf den dabei möglicher- aber doch nicht notwendigerweise eintretenden physiologisch-animalen Sexualakt konzentrieren wollte. Freilich trifft ja der groteske Paragraph, im Falle der mannmännlichen Liebe, nur den Sexualakt und auch den nur unter bestimmten Einschränkungen.

Nummer 175 ist aber auch nicht die Hauptsache. Gewiss erzeugt das strafrechtliche Monstrum dadurch, dass es jährlich 5—600 Männer und Jünglinge, die *niemandem* etwas zu Leide getan und nicht den *geringsten* Schaden angerichtet haben, gleich Dieben und Betrügern ins Gefängnis schickt, eine grosse Summe unverschuldeten Elends. *Für die nationale Gesamtheit ist aber die von jenem Aberglauben und zugehörigen Paragraphen ausgehende Erschwerung der Männerfreundschaften und der Männerbündnisse der ausschlaggebende Nachteil.* Das Vorurteil lastet nämlich auf allen Männern und Jünglingen, die sich mehr oder minder zueinander hingezogen fühlen, ihrem natürlichen Triebe aber misstrauen, weil man sie gelehrt hat, das mögliche Aeusserste, das eintreten könnte, als entsetzliches Laster und komischerweise sogar als „strafbare Handlung" anzusehen.

So trägt die Verpönung der gleichgeschlechtlichen Liebe unter Männern ganz wesentlich zur ungebührlichen Alleinherrschaft

der Frauenliebe, zur Zurückdrängung der Männerfreundschaft und hierdurch zur Verweiberung der ganzen Kultur bei. Ein Vergleich der Schätzung, welche die Freundschaft im klassischen Altertum genoss — ohne jede Berücksichtigung der törichten und indiskreten Frage, ob es dabei zu „sexuellen" Handlungen kam oder nicht! — mit unsern Zuständen macht das nur allzu deutlich. Damals faselte aber auch noch niemand im Ernste von der intellektuellen Gleichwertigkeit und der Gleichberechtigung der Weiber. Es ist bei der ganzen weissen Rasse zu einer verhängnisvollen, die Staaten zersetzenden und die nationale Einigkeit zerfressenden Uebertreibung des Familienprinzips gekommen, jener primitivsten Form der Vergesellschaftung, die der Mensch sogar mit den Raubtieren teilt; die andere, weiterreichende Liebe, die den sozialen Arten vorbehalten ist, die Walt Whitman die kameradschaftliche nennt und die mit der sog. Homosexualität auf das engste zusammenhängt, tritt dagegen ganz in den Hintergrund.

Armer Whitman! Was hast Du von der kameradschaftlichen Liebe für Deine geliebten Vereinigten Staaten erhofft! Und hast vergessen, dass die bei Euch drüben eingerissene Lady-Wirtschaft die kameradschaftliche, über Weiberprunk und Familienwesen hinausgreifende Liebe niemals gestatten wird.*)

Von diesen kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen, die zwar bei den Gegnern mehr Anstoss erregen, aber wegen ihrer Wahrheit auch eine viel grössere moralische Kraft darstellen als die Urningerei, ist in der medizinischen Literatur grundsätzlich nicht die Rede.

Jedoch wäre das auch für den Anfang zu viel verlangt gewesen. Für die letzten und höchsten Ausläufer der homosexuellen Frage ist das Publikum noch weniger reif, als für das materielle Fussgestell; es war vielleicht ein zwar bedauerliches, aber notwendiges Gebot der Klugheit, davon in der Agitation im Anfange zu schweigen. Wohl aber hätte ausnahmslos hervorgehoben werden müssen, dass die mannmännliche Liebe der gleichen Vergeistigung und seelischen Vertiefung fähig ist, wie die mannweibliche; das hat sogar der Gegner unserer Emanzipationsbe-

---

*) Vergleiche hierzu meine Schrift „Männliche und weibliche Kultur" (Leipzig, Deutscher Kampf-Verlag 1906), in der die männliche Kultur Japans und die verweiberten Zustände Nordamerikas als äusserste Gegensätze einander gegenübergestellt werden.

strebungen Dühring bis zu einem gewissen Grade zugestanden. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Hauptwortführer, Herr Hirschfeld selbst, in halb belletristischer, halb populär-wissenschaftlicher Form von „Berlins drittem Geschlecht" redet und den Lesern in eine Art Kaschemmenmilieu führt, als ob das zum Wesen der Sache gehörte! Ich habe in meiner „Renaissance" vielmehr davor gewarnt, sich aus dem Treiben dieses „dritten Geschlechts" in den bekannten Lokalen ein Urteil über die Sache zu bilden, da man dort nur einige unter dem Druck der modernen Sitte entstandene Entartungserscheinungen zu sehen bekomme.

Durch solche Darstellungen wird die vertretene Sache ohne Not und gegen die Wahrheit herabgewürdigt und geschädigt. Gewiss mögen auch einmal die Nachtseiten und traurigen Folgeerscheinungen des ungesunden Drucks geschildert werden, der im christlichen Europa — mit und ohne Strafnummern — auf der hellenischen Liebe lastet; das hätte aber passender Weise von anderer Seite, und nicht von dem Wortführer im Befreiungskampfe geschehen sollen. Es gibt doch noch genug Tagseiten der Freundesliebe! Verhehlen wir uns doch nicht, dass die meisten wirklich intimen und leidenschaftlichen Jugendfreundschaften auch solcher, die später vorwiegend zum Weibe inklinieren, vom Geiste des Eros Uranios durchweht sind — gleichviel, ob es dabei nun zu sexuellen Kleinigkeiten kommt oder nicht! Gestehen wir es doch, dass niemand ein guter Erzieher sein kann, der seine Zöglinge nicht liebt! Und lügen wir uns dabei nicht vor, dass in der Liebe das sogenannt „Geistige" jemals vom physiologischen Untergrunde ganz abgelöst oder ohne ihn bestehen könne. Es ist eine ewige Wahrheit: Nur wer ein guter Päderast ist, kann ein vollkommener Pädagog sein — wobei natürlich das Wort Päderast nicht in dem Sinne verstanden ist, den ihm die mittelalterliche Verleumdung, durch Vermengung der ähnlich klingenden Wörter Paiderastia und Pedicatio beigelegt hat.*)

* * *

*) Leider habe auch ich noch in meiner „Renaissance" das Wort Paederastie in unrichtigem Sinne gebraucht. Die Verleumdung, unter der das Wort gelitten, sollte für die Ehrlichen ein Ansporn sein, ihm die alte, gute, platonische Bedeutung durch konsequente Richtiganwendung wiederzugewinnen. Dann werden auch die sachlich verschleiernden und formell scheusslichen Sprachungeheuer, wie Homosexualität und andere allmählich überflüssig werden.

An Widerspruch gegen die Zwittertheorie der gleichgeschlechtlichen Liebe, gegen diese von den vermeintlichen Bedürfnissen einer kurzsichtigen und mutlosen Agitation getragene demi-science hat es nicht gefehlt. Schon lange vor Beginn der medizinischen Agitation hat sich Gustav Jäger über die Frage ziemlich ausführlich ausgesprochen und in physiologischer Hinsicht Aufschlüsse gegeben, die zu den allerwertvollsten gehören. Allein Gustav Jäger ist trotz seines Professorentitels ein Outsider und ein Ketzer. Er kann literarisch und akademisch niemandem nützen und niemandem schaden. So hat die schon oben erwähnte, neueste wissenschaftliche Akquisition des Hirschfeldschen Komitees, der polypseudonyme Iwan Bloch in seiner unter dem Falschnamen „Dr. Hagen" geschriebenen „Sexuellen Osphresiologie" Jägers noch Erwähnung getan; nachdem ich ihm aber in meinem „Entwurf zu einer reizphysiologischen Analyse der erotischen Anziehung" zu verstehen gegeben, dass er Jäger bei weitem nicht die gebührende Ehre erweist, hat es Bloch, diesmal unter seinem wahren Namen, vorgezogen — in seinem neuesten Buche „Das Sexualleben unserer Zeit" — Jäger anscheinend*) gar nicht zu nennen, so wie's sonst nur unter echten und rechten Handwerksgelehrten üblich ist. — So ist also Jäger eine wirkliche Autorität, auf die man sich aber nicht berufen kann, wenn man falsche Autoritäten nicht ärgern will.

Was hat aber auch Jäger über die Homosexuellen geschrieben! Er sagt in seiner „Entdeckung der Seele", III. Auflage (Leipzig 1884) S. 269 des I. Bandes:

> „Was mich anfangs am meisten frappiert hat, mir aber jetzt vollständig erklärlich, ja naturnotwendig erscheint: unter den Homosexualen steckt die merkwürdigste Sorte von Männern, nämlich die, welche ich superviril nenne. Dieselben stehen, vermöge einer individuellen Variation ihrer Seelenstoffe, ebenso über dem Manne, wie der Normalsexuale über dem Weib. .... Da er nun stets in Männergesellschaft lebt und Männer sich ihm zu Füssen legen, so erklimmen

---

*) Da ich das Blochsche Buch nicht ganz gelesen habe, so kann ich nicht dafür garantieren, dass Jäger nicht vielleicht einmal mit einem Winkelzitat bedacht wird — jedenfalls wird er nicht als das, was er ist, nämlich als einer der ersten und bedeutendsten Sexualforscher, gebührend hervorgehoben.

solche Supervirile häufig die höchsten Stufen geistiger Entwicklung, sozialer Stellung und männlichen Könnens. Daher kommt es, dass die berühmtesten Namen der Welt- und Kulturgeschichte, mit Recht oder Unrecht, auf der Liste der Homosexualen stehen. Namen wie Alexander der Grosse, Sokrates, Plato, Julius Caesar, Michel Angelo, Karl XII. von Schweden, Wilhelm von Oranien u. s. f. Das ist nicht bloss so, sondern das muss so sein; so gewiss ein Weiberheld ein geistig inferiorer Mensch bleibt, muss ein Männerheld — nun eben ein Männerheld werden, wenn er irgend wie sonst das Zeug dazu hat.

Also das Strafgesetz des Deutschen Reiches stellt, indem es die Homosexualität zum Verbrechen stempelt, die höchsten Blüten der Menschheit auf die Proskriptionsliste! — Ist es da nicht Pflicht eines Gelehrten, wenn er etwas findet, das zur naturwissenschaftlichen Klärung der Sache beitragen kann, ohne Furcht und Zagen vor den Hohen und ohne Rücksicht auf die Kleinen und Schwachen der Wahrheit die Ehre zu geben? Ich werde mich dieser Pflicht nicht entziehen, trotzdem, dass ich recht gut weiss, wieviel ich zu der ohnehin schon grossen Gegnerschaft, die auf mir lastet, noch weiter auf mich lade." —

So schrieb der geistreiche Biologe, der immerhin ein Dutzend gewöhnlicher Professoren und eine entsprechende Anzahl schriftstellernder Aerzte aufwiegt, und persönlich seinen Lebensumständen nach selbst der „homosexualen Idiosynkrasie" ganz unverdächtig ist, schon im Jahre 1884! Und er hatte als wichtigster Urheber einschlägiger Werke eine grosse sachliche Autorität für sich. Wie war es nur möglich, fragt der Naive, dass unsere Mediziner alle dem braven Ulrichs nachlaufen und ihn bis einschliesslich der „Urnings"-Fratze kopieren, anstatt etwas von Jäger zu lernen? Die Antwort ist die, dass man nicht den Mut dazu gehabt hat. Jäger ist ein wirklicher Sachverständiger, aber kein Tagesautoritätchen. Auch kann man ihn nicht gut zitieren, ohne dass sich ein Professorchen darüber ärgert. Dann aber: Welche unzeitgemässe Ehrlichkeit! Welche undiplomatische Offenheit! Welche anstosserregende Kühnheit! Welcher Mangel an Galanterie gegen die Damen! Und vor allem: Welche „Verherr-

lichung der Homosexualität"! Da hat man es für schlauer gehalten, sich als „Urninge", für bedauernswerte Halbweiber, auszugeben und um Mitleid zu winseln. Aber auch ich selbst muss Jäger doch ein wenig widersprechen, oder wenigstens darauf hinweisen, dass jenes günstige Urteil Jägers sich ausdrücklich nicht auf alle Homosexuelle bezieht, sondern nur auf jene „merkwürdigste Sorte" von Männern, die, wie Jäger sagt, „unter ihnen steckt", also nicht ihre ganze Zahl ausmacht. Meine persönlichen Erfahrungen mit einer erheblichen Zahl Homosexueller, wenigstens derer, die Herr Hirschfeld um sich geschart hat, zwingen mich dazu, als objektiver Wissenschaftler Verwahrung gegen ein angebliches moralisches oder intellektuelles Uebermenschentum der Mehrzahl der Homosexuellen einzulegen. —

Nach dem Aufsprossen der medizinischen Literatur ist es Elisar von Kupffer gewesen, dem das grosse Verdienst zukommt, unseres Wissens als Erster gegen die Urningerei protestiert zu haben. Er sagt in seinem Werke „Freundesliebe und Lieblingminne in der Weltliteratur" (Berlin 1900):

> „Im Anschluss daran muss ich gegen die ganze neuere Richtung Stellung nehmen und die kränkelnde Prinzipiensucht unserer wissenschaftelnden Zeit bekämpfen. Es ist nun mal in human-wissenschaftlichen und anderseits in nahebeteiligten Kreisen Mode geworden, von einem „dritten" Geschlecht zu reden, dessen Seele und Leib nicht zusammenstimmen sollen. Der hannöversche Jurist K. H. Ulrichs, allerdings ein mutiger und ehrenwerter Charakter, aber nicht gerade umsichtiger Kopf, hat gar für dieses dritte Geschlecht, zu dem er sich selbst zählte, eine Bezeichnung erfunden; dieses Wort „Urning" (von Venus Urania) . . . „urnisch" hat sich wie eine verallgemeinernde Epidemie verbreitet. ...... Die Sache ist untersucht, bekrittelt, klassifiziert, hypno-bemediziniert, popularisiert und Gott weiss was worden. Es haben sich zuletzt Leute daran gemacht, die . . . ihr Schäfchen bei der Sache scheren wollten .... Und was das Verdriesslichste dabei war, die Spitzen unserer ganzen Menschheitsgeschichte wurden dabei verzerrt, so dass man diese reichen Geister und Helden in ihren urnischen Unterröckchen kaum wiedererkennen mochte usw." —

Der Liebling Oscar Wilde's, der junge Lord Alfred Douglas, der zwar keine Autorität ist, wohl aber vermutlich in dieser Frage eine gewisse Sachverständigkeit besitzt, sagt in der Revue Blanche vom 1. Juni 1896 in „Une Introduction à mes poèmes avec considérations sur l'affaire Oscar Wilde" Folgendes: „Je constate simplement le fait que, parmi les héros de l'humanité intellectuelle, un quart étaient certainement, et bon nombre parmis les autres, probablement, des sodomites.

Aussi est-il certain et d'accord avec ma personelle expérience que les sodomites, et j'en connais un certain nombre, sont, en règle générale, intellectuellement supérieurs aux autres hommes, quoique d'ailleurs rien ne soit plus ridicule que cette opinion vulgaire qu'ils leur soient, en règle générale, physiquement inférieurs. A Oxford, par exemple, on les trouverait principalement parmi les athlètes; de même pour nos public schools. Il est de toute justice d'ajouter que dans ces dernières institutions la pratique de l'amour grec est si vraiment générale que ceux-la seuls qui sont physiquement disgraciés, en sont réduits à vivre sans amour." —

Wenn man auch gegen das übrige Einwendungen erheben könnte, so wird doch die Sachverständigkeit des jungen Lords betreffs der Zustände in Oxford und den englischen Public Schools nicht wohl bezweifelt werden können. — Uebrigens kenne auch ich persönlich mehrere athletisch veranlagte oder Athletik erfolgreich ausübende Liebhaber der männlichen Jugend.

Alles dies widerstreitet der Zwischenstufentheorie, harmoniert aber bestens mit der von mir begründeten Auffassung.

In jüngster Zeit erhebt der Dichter Sagitta*) einen flammenden Protest:

> „Aber statt endlich die unter Schmutz und Staub Verschüttete heraufzuholen und sie (d. h. die „namenlose Liebe") in dem Triumph ihrer unberührten Schönheit auf den ihr gebührenden Platz zu stellen, ihre weisse Stirn mit frischen Rosen zu kränzen und zu ihren Füssen die Feste des Lebens zu feiern, schleppten sie sie, die vor den Schranken der Richter und den Kanzeln der Pfaffen Entehrte, auf den Seziertisch des

---

*) Sagitta's Bücher der namenlosen Liebe. I. Die namenlose Liebe. Ein Bekenntnis von Sagitta. Nur auf Subkription erhältlich. Bezugsbedingungen durch B. Zack's Verlag in Treptow bei Berlin, Kiefholzstr. 186.

Arztes, wiesen ihr einen Platz zwischen den Geschlechtern an, und so milde wie gerecht deuchte sich selbst, wer entschied: nicht hierher gehört sie, sondern in die Häuser der Irren.

Die allen Ketten und Foltern zum Trotz noch immer lebte, die Gesunde, sollte „geheilt" werden durch die Suggestionen der Charlatane und in den Zwangsjacken der Gewalt. Als Verbrechen gegen die Natur bisher gebrandmarkt, begann man, was schlimmer war, sie als eine ihrer Verirrungen gnädigst zu entschuldigen." —

Ich selbst habe in meiner „Renaissance des Eros Uranios" eine umfassende neue naturwissenschaftliche Theorie geliefert, die man in meinem Werke nachlesen mag, und zu der das Schriftchen „Männliche und weibliche Kultur" eine Ergänzung bildet, auf die ich trotz ihres geringen Umfanges grosses Gewicht lege. —

Hier ist nicht der Ort zu weitläufigen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Diskussionen. Jedoch will ich diese Gelegenheit benutzen, um so schnell wie möglich, wenn auch zunächst vor einem beschränkten Kreise des Publikums, eine Art Priorität festzustellen. Zur Zeit der Abfassung meiner früheren Schriften kannte ich die Werke von Heinrich Schurtz noch nicht. Ich wurde erst zufällig, aus einem Zitate J. G. Meyers in einer der Flugschriften des Monistenbundes: „Die Kulturgeschichte im Lichte der darwinistischen Lehre" auf diesen Autor („Urgeschichte der Kultur", Leipzig u. Wien 1900 sowie „Altersklassen und Männerbünde" Berlin, Georg Reimer, 1902) aufmerksam.

Schurtz gebührt nun, wie ich ausdrücklich anerkenne, in einem wichtigen Punkte die Priorität vor einem ähnlichen Gedanken in meiner Renaissance des Eros Uranios. Was ich auf dem physiologisch-analytischen Wege gefunden habe, und als einer, der die Löbsche Auflösung der „Instinkte" in elementare Tropismen verstanden hat, konsequenterweise auch finden musste — nämlich das Vorhandensein einer „physiologischen Freundschaft", oder, wie Schurtz sagt, „Sympathie" zwischen Personen des g l e i c h e n Geschlechts und die Notwendigkeit dieses Affektes für die Soziabilität unserer Art — das hat Schurtz auf dem synthetischen Wege der Kulturvergleichung an zahlreichen Beispielen schon vor mir entdeckt, wenn auch etwas anders gedeutet und gewertet. Die

Verschiedenheit der Wege, die Schurtz und ich gingen, bürgt für meine vollständige Unabhängigkeit, und die Aehnlichkeit der von uns gefundenen Resultate für die wesentliche Richtigkeit unserer Lehren. Diese besagen aber übereinstimmend, dass eine instinktive, d. h. physiologische Sympathie zwischen Mann und Mann eine normale Grundeigenschaft unserer Spezies und für die Soziabilität notwendig, ja, wichtiger als das Familienprinzip ist, das im christlichen Europa zum Nachteil des nationalen Zusammenhalts auf Kosten der Männerfreundschaft übertrieben wird. Dass nun Schurtz die von ihm sogenannte „Sympathie" der Männer und besonders der Jünglinge von der Sexualität ausdrücklich trennt, tut dabei nichts zur Sache. Man braucht nur die Schilderungen der Männerbünde und Männerhäuser, kurz des Zusammenlebens der Männer und besonders der reifen männlichen Jugend vieler Naturvölker bei Schurtz zu lesen, um die wohlgegründete Ueberzeugung zu gewinnen, dass in jenen Männerklubs und Männerhäusern — auch dann, wenn Weiber Zutritt hatten — die Venus Urania nicht weniger heimisch sein muss, als etwa in unsern Internaten und Kadettenanstalten; um so mehr, als jene Naturvölker, wenigstens vor ihrer Christianisierung, gegen die Wollust keinerlei abergläubisches Vorurteil haben konnten. Die sonderbare Vorstellung, dass eine angenehme Empfindung und deren gegenseitige Erregung an sich ein Unrecht, eine „Sünde" sei, geht ja doch historisch auf den Priestertrug des frühen Mittelalters zurück und ist daher in der Gegenwart, wenn auch in abgeschwächter Form, auf den christlichen und in etwas anderer Ausprägung allenfalls noch den buddhistischen Kulturkreis beschränkt. Die physiologische Analyse zeigt ferner, dass die Sexualität überhaupt kein einheitlicher und unteilbarer Trieb, sondern die Resultante einer Reihe elementarer Reizbarkeiten ist. Dass nun aber die vermeintlich ganz a-sexuelle Schurtz'sche „Sympathie" zwischen Jünglingen mit der unzweifelhaften Geschlechtlichkeit einige dieser Tropismen gemeinsam hat, somit an der Wurzel mit ihr zusammenhängt, und daher nur nach Mischung, Grad und Nuancierung, keineswegs aber toto genere unterschieden ist, noch auch nur denkbarer Weise unterschieden sein kann, — das glaube ich auf Grund solider Wissenschaft und strenger Logik

nachgewiesen zu haben.*) Nur Mangel an allgemein naturwissenschaftlichen Kenntnissen und methodologischer Ausbildung kann zu der sonst etwa noch denkbaren Alternative verleiten, für die Sexualität eine besondere Form der Energie anzunehmen, wie das Herr Hirschfeld in seiner letzten Schrift versucht hat.

Um es nochmals resumierend in aller Schärfe auszusprechen: die Urningstheorie geht von der falschen Prämisse aus, dass Liebe zu einem männlichen Wesen eine ausschliesslich weibliche Eigenschaft, ein „sekundärer weiblicher Geschlechtscharakter" sei. Das trifft für nicht-soziale Arten allerdings wohl zu, ist aber falsch für die sozialen Arten, für deren Zusammenhalt physiologische Anziehungskräfte auch zwischen Geschlechtsgleichen notwendig sind. Das lehrt die denkende Betrachtung jeder sozialen Art; das beweist die triviale allgemeine Tatsache, dass blosse Familieninstinkte, also mannweibliche Liebe und Elternliebe, noch keineswegs zur Vergesellschaftung führen, wie wir das bei den Raubtieren wahrnehmen können. Schurtz und ich haben das Analoge für den Menschen, unabhängig von einander und auf verschiedenen Wegen, aufgefunden. Diese „physiologische Freundschaft", wie ich es nannte, oder „Sympathie", wie Schurtz sagt, hat nun notwendigerweise mit der Sexualität einige Tropismenwurzeln gemeinsam, ist von ihr also nicht toto genere verschieden; sie führt daher auch, wie die Betrachtung aller Völker und aller Zeiten lehrt, sehr leicht zur Ausübung sexueller Akte. — Dass bei einigen der relativ wenigen allerextremsten Fälle von Homosexualität ausserdem noch wirklich eine Art Zwittertum mitwirke, dass also für eine Minderheit der allerextremsten Naturen die Zwischenstufentheorie wenigstens annäherungsweise richtig sei, ist sehr wohl möglich und aus verschiedenen Gründen sogar nicht unwahrscheinlich, wie ich längst zugegeben habe. Wohl aber geht es nicht an, eine so überaus häufige Erscheinung, wie die geringeren Grade von Homosexualität und Bisexualität auf eine so seltene Erscheinung, wie ein partielles Zwittertum, zurückführen zu wollen. Es liegt wahrlich näher, an die Tatsache zu denken, dass beim Menschen, als

*) Vgl. „Renaissance des Eros Uranios" und besonders den „Entwurf zu einer reizphysiologischen Analyse der erotischen Anziehung" im Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen 1905.

einem sozialen Lebewesen, physiologisch-tropistische Anziehungskräfte auch zwischen Geschlechtsgleichen normalerweise bestehen. und, da sie von der sexuellen Anziehung nicht toto genere verschieden sein können, sehr leicht zu sexuellen Gefühlen und Akten führen. Hierdurch und nur hierdurch wird die grosse Häufigkeit und allgemeine Verbreitung der Bisexualität und Homosexualität gerade bei unserer Art begreiflich.

An dieser Stelle sei noch ein weiteres mit den Schurtzschen Beobachtungen logisch zusammenhängendes, neues, auch in meinen früheren Schriften noch n i c h t angeführtes Indicium gegen die Wahrheit der Urningstheorie oder doch gegen deren Allgemeingültigkeit für das ganze Gebiet der sog. Homosexualität angeführt. Wenn es wirklich die „Weiblichkeit" seines Trieblebens wäre, durch die sich der Homosexuelle zu Männern hingezogen fühlt, so sollte er unter den Männern durchschnittlich dasselbe Alter bevorzugen, das auf die Weiber im allgemeinen den stärksten sexuellen Reiz ausübt. Das wäre das Alter von etwa 25—35 Jahren. Nun gibt es allerdings Homosexuelle, die wirklich diese Altersstufe lieben, wie denn überhaupt so ziemlich alle denkbaren Varianten vorkommen und ausserdem einige, an die wohl niemand gedacht hätte, wenn sie ihm nicht zu seinem Erstaunen bei seinen Untersuchungen bekannt geworden wären. Es sind das Sonderbarkeiten und Ausnahmen, wie sie in analoger Weise auf dem Gebiete der mannweiblichen Liebe in reichlicher Auswahl vorkommen und seit dem Aufkommen der Sexualliteratur sich z. T. schöner medizinischer Jargon-Ausdrücke erfreuen. Jene Ausnahme — die mitunter vorkommende Neigung zum vollreifen Manne — bestätigt aber lediglich die unzweifelhafte, auch von mir an einem hinreichenden Material von Fragebogen nachgeprüfte R e g e l, dass w e i t a u s d i e m e i s t e n Homosexuellen (bei den mitteleuropäischen Rassen) dem Alter von 18 bis 22, allerhöchstens bis 25 Jahren den Vorzug geben. Die Liebenswürdigkeit der Jünglinge für den normalen Homosexuellen hört im allgemeinen etwa bei derselben Altersstufe auf, wo der Jüngling oder vielmehr junge Mann anfängt, auf das Weib stärker erotisch zu wirken. Das harmoniert nun sehr wohl mit den ethnologischen Feststellungen von Schurtz, denen zufolge eine für die Soziabilität des Menschen entscheidend wichtige, instinktive „Sympathie" zwischen Männern und b e s o n d e r s zwischen jugendlichen Männern vorhanden ist,

aber **nicht** mit der Urningshypothese. Nach dieser müsste das bevorzugte Alter durchschnittlich weit höher sein. Auch könnte die homosexuelle Leidenschaft wohl nicht so häufig sein, wie sie in ihrer reinen und weit mehr noch in ihren Mischformen tatsächlich vorkommt: denn wirkliche, nicht imaginäre Zwischenstufen zwischen den Geschlechtern sind Raritäten, und der Satz, dass die Natur „überall stetige Uebergänge schaffe", einer der vielen halbwahren, aber auch halb**falschen** Sätze, die bei unklaren Köpfen oder mangelhaft Unterrichteten die ärgsten Verwüstungen anrichten. Ich erinnere hier nur an die chemischen Elemente, zwischen denen es im allgemeinen, — ich denke an die Stufenfolgen der bekannten Mendelejeffschen Reihe — z. B. zwischen Sauerstoff und Schwefel oder zwischen Chlor, Brom und Jod keine Uebergänge gibt. Die Tatsache der so überaus häufigen erotischen Neigung einerseits zwischen Jünglingen und anderseits von Männern zu Jünglingen harmoniert also sehr wohl mit den Schurtzschen Beobachtungen und mit meiner „physiologischen Freundschaft", aber nicht mit der Urningstheorie, da das bevorzugte Alter zu niedrig und die Häufigkeit der Erscheinung viel zu gross ist. Was freilich nicht ganz ausschliesst, dass möglicherweise an der Urningstheorie ein Körnlein Wahrheit sei, wie ich schon in der Renaissance anerkannt habe. Fragen könnte man allenfalls noch, warum nun eine beträchtliche Anzahl gereifter Männer jene Sympathierichtung zum Jüngling, die sonst eben nur für die Jugend selbst charakteristisch ist, zeitlebens beibehält. Eine, freilich fast tautologische, Antwort hierauf wäre die, dass — wie ähnliche Entwicklungshemmungen nicht selten vorkommen — diese älteren Homosexuellen einen physiologischen und psychologischen Jugendcharakter beibehalten, der der Mehrzahl der Männer in vorgeschrittenerem Alter bis auf geringere Reste verloren geht. Hiernach wären die „Homosexuellen" nicht **weib**-ähnlich, wohl aber in einer bestimmten Beziehung **knaben**-ähnlich, was übrigens, unabhängig von diesen Erwägungen, schon seit lange die nicht veröffentlichte Ansicht eines jüngeren Homosexuellen meines Bekanntenkreises ist. Manche der bei Homosexuellen vielleicht wirklich relativ häufigen körperlichen Eigentümlichkeiten, wie z. B. Ueppigkeit des Haupthaares und Spärlichkeit des Bartes, stimmen mit diesen Hypothesen eben so gut zusammen, wie mit der Zwischenstufentheorie. Auch berührt sich

das mit der von vielen Autoren behaupteten „Indifferenz“ des Geschlechtstriebes in der Pubertätszeit, einer Indifferenz, deren Zweck, teleologisch gesprochen, nunmehr festgestellt wäre.

Der Zusammenhang zwischen Freundesliebe und Männerbünden liegt übrigens auf der Hand. Dühring spricht in seinem letzten Werke „Waffen, Kapital, Arbeit“ die Ansicht aus, dass die Päderastie ursprünglich eine Mitgift des Militarismus sei. Das halte ich für nicht geradezu unrichtig, wohl aber für zu eng gefasst. Sie wird sich überall da in einigem Umfange einstellen und mitunter, in veredelter Gestalt, zur heilsamen Volkssitte entwickeln, wo Männerbünde einen grösseren Einfluss ausüben, gleichviel nun, ob diese Männerbünde militärischen Charakters sind oder nicht. Die Beziehung ist aber eine reziproke. Wie die Eindämmung der Männerbünde und die gesellige Allgegenwart des Weibes die Paederastie verringert, so wird umgekehrt durch eine übermässige Verpönung der Paederastie die Bildung einer rein männlichen Geselligkeit erschwert, da diese alsdann verdächtig und missliebig wird. Eine allseitige Bearbeitung des kulturgeschichtlich und kulturtechnisch hochwichtigen Kapitels: „Männerbünde und Paederastie“ ist ein wissenschaftliches Desiderat. Doch würde eine weitere Ausführung dieser Erwägungen, die denn doch etwas weiter tragend und reinlicher sind, als der ewige Kampf um den § 175 und die Frage der homosexuellen B e t ä t i g u n g , hier zu weit führen.

*
* *

Ohne Widerspruch ist die Urningstheorie also keineswegs geblieben. Nicht nur die Kenner des hellenischen Altertums, nicht nur die Kulturhistoriker und nicht nur die Dichter mit ihren mehr gefühlsmässigen Aeusserungen, sondern auch Vertreter der Naturwissenschaft haben wiederholt und eingehend begründeten Protest eingelegt. Aller Widerspruch blieb aber so gut wie ohne praktische Wirkung — höchstens, dass sich seitdem die in der Frage für kompetent geltende Wissenschaft der Mediziner veranlasst gesehen hat, etwas näher auf dasjenige einzugehen, was im Jargon Bisexualität heisst und in der Vereinigung der Fähigkeit zur Frauenliebe mit der zur Lieblingminne besteht.

Dass sich die Urningstheorie nun trotz mehrfacher Aufdeckung ihrer Unhaltbarkeit noch immer breit auslegen und nur

gelegentlich, wie z. B. durch die Anerkennung der sogenannten „Pseudohomosexualität“ einige Einschränkung erfahren konnte, hat einen sehr einfachen Grund in der ökonomischen Tatsache, dass die Urningstheorie sich zu den andern etwa so verhält wie eine subventionierte Dampferlinie zu nicht subventionierten. Eine Theorie, die gegenüber den konkurrierenden Ansichten jährlich mit so und so viel Tausend Mark durch Gratisverbreitung ihrer Bücher und Traktätchen an die Leitung der öffentlichen Meinung gestützt wird, ist in unserer geschäftigen und geschäftlichen Zeit des äusseren Sieges so gut wie sicher. Sind doch allein im Jahre 1905, ausser den Jahrbüchern, für 4000 Mark (!) Urningsschriften gratis an „Zeitschriften, Zeitungen, Autoritäten, Behörden, Bibliotheken usw.“ (s. Jahrbuch Bd. VIII, S. 939) verteilt worden! Das ist nun freilich die Privatsache Derer, die ihr Geld dazu hergeben — was wir hier betonen, ist die Erwägung, dass man unter diesen Umständen noch weniger als sonst, wissenschaftliche Wahrheiten durch Majoritätsbeschluss feststellen kann. Henry George, glaube ich, sagt oder zitiert irgendwo — ich erinnere mich nicht des Urhebers — dass selbst die Fallgesetze bestritten werden würden, wenn ihre Anerkennung erheblichen Interessen im Wege stünde. Umgekehrt kann man behaupten, dass man für beliebige richtige oder falsche Theorien erfolgreiche Propaganda machen kann, wenn man das nötige Geld dafür verwendet. Wer als Kenner das Aufsprossen eines neuen „Autors“ beobachtet, wird mitunter an das Emporkommen einer neuen Weinfirma erinnert, die sich durch geschickte Reklame, Reisende und Korrespondenten allmählich „bei den besten Kreisen“ einzuführen weiss, auch wenn ihre Weine getauft sind. Lässt sich daher in einem bestimmten Falle zeigen, dass eine Theorie durch systematische, an einen Geschäftsbetrieb erinnernde Reklame gross geworden ist, so beweist das zwar nicht, dass die Theorie falsch sein müsse; wohl aber, dass ihre Verbreitung und ihr Sieg über konkurrierende Theorien wahrlich nicht für ihre Richtigkeit bürgt. Jene Summen sind aber disponibel geworden, einesteils, weil viele glauben, dass die Urningslehre am ehesten zur Aufhebung des § 175 führen werde, teils auch, weil nun einmal die einzige einflussreichere Organisation auf dem Boden der Ulrichsschen Theorie stand. Wenn es unserer neuen Organisation gelingt, einen grossen Teil der oppositionellen Elemente unter einer Fahne zu vereinigen,

so wird das wahrscheinlich in kurzer Zeit anders werden; umsomehr, als wir uns überhaupt auf keine spezielle biologische Theorie der Paederastie festlegen wollen — auch nicht etwa auf diejenige, welche ich persönlich für die richtige halte. Für die Bedürfnisse der Agitation genügt vollkommen der Hinweis auf das zahlreiche Vorkommen ausschliesslich Homosexueller und die noch weit grössere Zahl sogenannter Bisexueller. Eine gelehrte naturwissenschaftliche Auseinandersetzung mag hier und da Interesse erregen; für alle praktischen Fragen, insbesondere für die Aufhebung der Strafrechtsnummer, genügen die rein moralischen und juristischen Erwägungen, denen zufolge es äusserst unsittlich ist, spürend und spionierend das Sexualleben anderer zu bevormunden, und eine juristische Absurdität, Handlungen zu bestrafen, bei denen es an jeglicher Verletzung fehlt. Doch ist das der Gegenstand des nun folgenden Abschnitts.

III. Unser Programm.

Es bleibt nun noch übrig, unser Programm kurz zu erläutern. In wissenschaftlicher Hinsicht, betreffs der theoretischen Beurteilung der gleichgeschlechtlichen Liebe, lehnen wir aus den vorher erläuterten Gründen die Ulrichssche Zwischenstufentheorie, mindestens aber deren Anwendbarkeit auf alle Fälle von gleichgeschlechtlicher Liebe ab. Wir werden daher weder von „Urningen", noch vom „dritten Geschlecht", noch von „sexuellen Zwischenstufen" reden.

Wir sind ferner der Meinung, dass durch die ausschliesslich medizinische Behandlung einer allgemein menschlichen Angelegenheit ein grundsätzlicher Fehler begangen worden ist. Das Objekt des Arztes sind Krankheiten; deswegen neigt er von Berufs wegen dazu, alles Mögliche unter den Begriff der Krankheit oder Krankhaftigkeit zu rubrizieren. Wir sind der Ansicht, dass der nicht einseitig medizinisch vorgebildete Naturforscher, Physiologe und Anthropologe mindestens eben so berufen ist, als kompetenter Fachmann über die Frage der gleichgeschlechtlichen Liebe wissenschaftlich zu urteilen, wie der Mediziner, mit dessen allgemein naturwissenschaftlicher Ausbildung es meist dürftig bestellt ist. Jener Meinung sind wir deswegen, weil jedenfalls die meisten Fälle von

gleichgeschlechtlicher Liebe nicht im mindesten pathologisch, sondern völlig normal sind. Nur bei den extremen Fällen — wie am Ende bei allen Extremen! — mag man die Frage nach der Krankhaftigkeit wenigstens aufwerfen.

Im übrigen aber werden wir uns überhaupt auf keine spezielle medizinische oder naturwissenschaftliche Theorie festlegen. Wir sind vielmehr der Meinung, dass das letzte Wort über Wesen, Bedeutung und Zweck der gleichgeschlechtlichen Liebe entweder überhaupt noch nicht gesprochen worden ist, oder aber, dass es jedenfalls lange dauern wird, bis wirklich eine bestimmte Auffassung, durch die ihr innewohnende Macht der Wahrheit, alle entgegenstehenden Auffassungen endgültig aus dem Felde geschlagen haben wird: denn diese Frage ist mit schwerwiegenden materiellen Interessen belastet. Wir glauben aber, dass wir einer für absolut richtig geltenden Theorie auch nicht bedürfen. Uns genügt die Tatsache des Vorkommens und der Häufigkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe, in Verbindung mit dem axiomatischen Grundsatze der persönlichen Freiheitsforderung in allen Fällen, in denen keine Rechte verletzt werden.

Ebenso glauben wir, dass die vergleichende Kulturgeschichte für die Beurteilung der Frage mit herangezogen werden müsse. Insbesondere legen wir Wert auf den Nachweis, dass die Männerfreundschaft und jegliches intimere Verhältnis unter Männern, kurz alle Männerbünde im Sinne der Ethnologie, durch die übermässige Verpönung der sexuellen Formen der Männerfreundschaft mit getroffen und erschwert werden. Das gilt besonders von den pädagogisch ganz unersetzlichen innig-persönlichen Beziehungen zwischen gereiften Männern und Jünglingen.

Was das gröbste unserer Frage, also den § 175 selbst betrifft, so werden wir ihn aus rein juristischen und moralischen Gesichtspunkten bekämpfen. Denn während die medizinischen Theorien strittig und zum teil wirklich recht windig sind, so ist die juristische und moralische Betrachtung klar, einfach und überzeugend:

Zwei zurechnungsfähige Menschen verursachen einander, in freier Uebereinstimmung, ohne Schädigung Dritter, oder auch nur ihrer selbst, eine angenehme Empfindung. Da kommt der Staat, — wenn er es ausnahmsweise

einmal erfährt — und sperrt die Täter ein, als ob sie etwas Unrechtes begangen hätten!

Auf Grund des § 175 werden jährlich 500—600 Männer, die niemand das Geringste zu Leide getan, noch den mindesten Schaden angerichtet haben, mit Gefängnis „bestraft", gerade so, wie wenn sie betrogen oder gestohlen hätten!

Das ist so absurd wie nur irgend ein Tabu wilder Völkerschaften. Einer biologischen oder pathologischen Theorie bedarf es hier wahrlich nicht, und eine eigentliche Widerlegung der Berechtigung des § 175 oder gar ein Mitleiderbetteln ist noch überflüssiger, als eine entsprechende Haltung gegenüber den Ketzerparagraphen gewesen wäre. Man fragt vielmehr in solchen Fällen danach, wie der Widersinn historisch entstanden ist. Aus der Geschichte ergibt sich nicht nur die Widerlegung von selbst, sondern auch der Weg zur praktischen Bekämpfung.

Da zeigt sich nun, dass der § 175 nur eine Teilerscheinung eines weiteren Aberglaubens und Betruges ist. Wir meinen den von den christlichen Priestern des frühen Mittelalters verbreiteten asketischen Wahn, demzufolge alles Geschlechtliche verdächtig, und die Wollustempfindung an sich — ohne Rücksicht auf die Frage nach Verletzung eines Dritten — für sündhaft ausgegeben wurde. Das war teils Aberglauben, teils Betrug. Wie die Aerzte von der Heilung der Krankheiten, so lebten jene mittelalterlichen Priester von der Vergebung der Sünden. Wie also der Arzt auf das Vorhandensein wirklicher oder eingebildeter Kranker angewiesen ist, so der mittelalterliche Priester auf das Vorhandensein von Menschen, die sich selbst, mit oder ohne Grund, für „Sünder" halten. Nun reichte das wirkliche Unrecht, d. h. die Summe aller ungerechten Verletzungen zwischen Mensch und Mensch, für die Bedürfnisse des allzu massenhaften und allzu anspruchsvollen aufsprossenden Priestertums des Mittelalters nicht aus; es machte daher den Versuch, allen Menschen, auch den besten, eine Art hypochondrischen Wahns der Sündhaftigkeit, d. h. Priesterbedürftigkeit, beizubringen — und das gelang am sichersten dadurch, dass etwas als Sünde ausgegeben wurde, dessen ein jeder gesunde Mann von Zeit zu Zeit bedarf oder doch danach intensives Verlangen trägt. Daher die Propagierung des z. T. aus dem Buddhismus entlehnten asketischen Geistes. Die mannweibliche Liebe konnte nicht völlig tabuiert werden; die Priester mussten sich bei

dieser damit begnügen, ihre Zulässigkeit von ihrer Sanktionierung abhängig zu machen. Die gleichgeschlechtliche Liebe, deren Notwendigkeit nicht so auf der Hand liegt wie die der mannweiblichen Liebe, konnte aber als Sünde schlechthin ausgegeben werden.

In der Tat zeigt es sich, dass auch jetzt noch die heftigsten und zahlreichsten Widersacher in jenen Kreisen zu finden sind, in denen die Lehren des Mittelalters, zwar stark verändert und abgeschwächt, aber doch noch am hörbarsten nachklingen: in den orthodoxen Kreisen der protestantischen wie der katholischen Kirche. Der Umstand, dass manche Geistliche beider Konfessionen rühmliche Ausnahmen machen, und für die Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen Liebe eintreten, darf uns in der Beurteilung des Durchschnitts nicht beirren. So werden wir den § 175, so weit wir überhaupt auf ihn eingehen, als eine juristische und sittliche Monstrosität bekämpfen und seinen Ursprung aus dem von der modernen Weltanschauung überwundenen asketischen Truge betonen.

Gerade diese ehrlichere, kräftigere und mannhaftere Wendung ist es, die uns von den Vertretern der Urningstheorie zum Vorwurf gemacht und für bedenklich ausgegeben wird; sie befürchten, dass Widerstand und Animosität der Gegner dadurch steigen werde. Wir erwidern, dass erstens unsere Anschauung offenbar die Wahrheit auf ihrer Seite hat, und dass ferner die Opposition in den zwei orthodoxen Lagern nicht wohl stärker werden kann, als sie ohnehin ist; dass aber unsere Wendung die sogenannte homosexuelle Bewegung als einen Teil der modernen Freiheitsbewegung überhaupt kenntlich macht und deswegen bei allen freiheitlich Denkenden Sympathie erwecken muss.

Unverhüllte Angriffe auf den asketischen Trug des mittelalterlichen Priestertums und seiner in abgeschwächter Form bis in die Gegenwart reichenden Nachwehen sind ja heutzutage wahrlich nicht mehr etwas Unerhörtes; die ganze moderne sexuelle Freiheitsbewegung, von der die homosexuelle nur ein Teil ist, geht bewusst oder unbewusst von einem Protest gegen die asketische Moral des Mittelalters aus.

Man werfe beispielsweise doch nur einen Blick auf die Bewegung für sogenannten Mutterschutz und die Angriffe der emanzipationslüsternen Weiblichkeit auf die bestehende Form der Ehe und Sexualsitte; man wird sehen, dass diese Frauen heutzutage wirklich ehrlicher, mutiger und sozusagen mannhafter vor-

gehen, als die Männer, wenigstens d i e Männer, die Herr Hirschfeld um sich gesammelt hat! Die Mutterschützerinnen verlangen offen und unverhohlen das Recht auf sexuelle Befriedigung für das weibliche Geschlecht auch ausser der Ehe, unter kühnster Hinwegsetzung über Tradition und Sitte, ja sogar, unseres Erachtens z. T. über berechtigte Sitten.

Auch die „urnischen“ Halbweiber oder solche, die sich selbst dafür halten oder ausgeben, brauchten doch nicht ängstlicher zu sein, als Vollweiber, umsomehr als die Freiheit der gleichgeschlechtlichen Liebe ungleich weniger bedenklich erscheint, als die von jenen Damen vertretenen Forderungen.

Ein von der Gegenpartei ausgegebenes Schlagwort lautet, dass eine gewisse, der Gesamtbewegung schädliche Richtung die gleichgeschlechtliche Liebe „verherrliche“. Hieran ist auch ein Körnlein Wahrheit, insofern als einzelne Draufgänger und Heissporne in dieser Richtung gelegentlich wohl wirklich etwas zu weit gegangen sind. Uns trifft jener Vorwurf aber keineswegs.

W e d e r v e r h e r r l i c h e n , n o c h a u c h a u f G r u n d u n z u l ä n g l i c h e r T h e o r i e n o d e r e i n s e i t i g e r S c h i l d e r u n g e n d e s P r o s t i t u t i o n s w e s e n s v e r k l e i n e r n — d a s w i r d u n s e r e R i c h t s c h n u r s e i n.

Da wir grundsätzlich darauf verzichten, für die homosexuelle Betätigung Propaganda zu machen, Sexualia vielmehr für eine reine Privatangelegenheit ansehen und den § 175 aus rein juristischen Gründen bekämpfen, und da dasjenige, für das wir positiv e i n t r e t e n, nichts anderes ist, als Männerfreundschaften und Männerbündnisse — so wird unsere Propaganda eine streng gesetzliche und vor Polizeiintervention weit sicherer sein, als die Hirschfeldsche, die auf Grund ihrer medizinischen Theorien gezwungen ist, auf allerhand sexuelle Details in breitester Oeffentlichkeit einzugehen.

Was endlich die Technik unserer Agitation anbelangt, so müssen wir zunächst alle diejenigen, die sich uns anschliessen und ihr Vertrauen durch Fondszeichnungen beweisen, um einige Geduld bitten. Das alte Komitee hat trotz seiner Mängel den Vorteil eines zeitlichen Vorsprunges in der Organisation, die wir für uns in grösserem Umfange erst zu schaffen haben. Wir müssen erst Heerschau halten, um zu wissen, über welche persönlichen und finanziellen Kräfte wir verfügen. Zur Zeit der Versendung dieser Denkschrift beträgt unser Jahresbudget etwa fünfzehnhundert

Mark. Die zahlreichen zustimmenden Briefe, die wir auf unser letztes Rundschreiben erhalten haben, lassen aber mit Bestimmtheit erwarten, dass diese Summe trotz des letzten Hirschfeldscher Schachzuges — der endlichen Gewährung einer Konstitution — bald erheblich steigen wird.

Erst wenn wir unsere Kräfte kennen, können wir einen festen Plan entwerfen. Jedenfalls werden wir, sobald wir über Vortragende verfügen, die von dem alten Komitee so stiefmütterlich behandelte Propaganda in der Provinz mit besonderem Nachdruck betreiben — nach Massgabe der vorher skizzierten Grundsätze, welche unsere Agitation vor behördlicher Behinderung völlig sicherstellen werden. Denn wir brauchen auf sexuell anstössige Details, bei dem Vorwiegen der rein juristischen und moralischen Gesichtspunkte fast gar nicht einzugehen. Ferner denken wir, je nach Umständen und Mitteln, durch aufklärende Volksschriften zu wirken, die n i c h t auf dem Boden der Zwischenstufentheorie stehen. Auch werden wir von Fall zu Fall durch persönliche Einwirkung auf einflussreiche Kreise und Personen unser Ziel zu erreichen suchen. Endlich werden wir, so weit es in unserer Macht steht, allen denen mit Rat und Tat beistehen, die in Sachen der gleichgeschlechtlichen Liebe mit dem sozialen Vorurteil, dem Gesetze oder der Erpressung in Konflikt geraten sind.

ANHANG.

A.

Rundschreiben I.

Friemen, den 27. September 1906.

Sehr geehrter Herr!

Die letzten Vorgänge im wissenschaftlich-humanitären Komitee müssen jeden Freund unserer Sache mit ernster Besorgnis erfüllen. Wenn irgendwo, so gilt für uns der Satz, dass Einigkeit stark macht und Zersplitterung schwächt. Falls es nicht gelingt, den seit langer Zeit eingerissenen, langsam angewachsenen und nachgerade unerträglich gewordenen Schäden abzuhelfen, so ist eine Spaltung unvermeidlich. Einer solchen, soviel an uns liegt, vorzubeugen, ist der Zweck dieses Rundschreibens.

Solange unsere Bewegung klein und der Oeffentlichkeit wenig bekannt war, mochte eine gewisse Autokratie die geeignete Verfassung sein. Jetzt, wo sich das Jahreseinkommen auf 16—18000 Mark beläuft, und die Bewegung in vollster Oeffentlichkeit steht, ist das persönliche Regiment nicht mehr haltbar. Schon vor Jahren wurde geplant, das Wissenschaftlich-Humanitäre Komitee zu einem eingetragenen Verein umzugestalten. Es wurde viel darüber beraten und viel Zeit verloren. Am Ende scheiterte der Plan hauptsächlich an dem passiven Widerstande des Herrn Dr. Hirschfeld.

Es ist allerdings wahr, das sich möglicher-, ja wahrscheinlicherweise, der Eintragung eines solchen Vereins Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben würden. Jedoch hätte wenigstens der

Versuch gemacht werden können, und jedenfalls wäre es möglich gewesen, das Komitee unter Verzicht auf die Eintragung und die Erwerbung juristischer Rechte, als Verein zu organisieren. Das einzige sichtbare Ergebnis der damaligen Beratungen war aber schliesslich nur die Wahl, oder vielmehr die Bestimmung der sieben Obmänner. Auch das wäre vielleicht nicht zustande gekommen, wenn nicht der bekannte Artikel in der Kölnischen Zeitung zur Eile gedrängt hätte. Abgesehen davon, dass die Auswahl der Obmänner fast gänzlich nur Sache des Zufalls war — man nahm ohne viel Ueberlegen diejenigen Herren, die ihren Namen dazu hergaben — hat man verabsäumt, Rechte und Pflichten der Obmänner irgendwie deutlich zu umgrenzen. Ferner konnten und können die Obmänner schon deswegen nicht die Komitee-Angelegenheiten in fortlaufender Arbeit wahrnehmen, weil die meisten Obmänner ausserhalb Berlins und einige sogar im Auslande ansässig sind. Die Obmänner dienten und dienen daher vorwiegend nur als dekoratives Aushängeschild, ohne eine wirklich vereinsmässige Körperschaft zu bilden.

Die Notwendigkeit einer Organisation brach sich schliesslich bis zu einem gewissen Grade dennoch Bahn. Es war allen Beteiligten allmählich klar geworden, dass das Komitee ausser der Herausgabe des Jahrbuches und der Monatsberichte äusserst wenig leistete, und dass ferner bei der Herausgabe des Jahrbuches, infolge des unglücklichen und undurchsichtigen Verlagsvertrages mit der Firma Max Spohr in Leipzig, eine ganz ausserordentliche Verschwendung Platz gegriffen hatte, so dass oftmals für die wichtigsten Angelegenheiten, so insbesondere für die Vortragspropaganda, kein Geld verfügbar war. Diese Erkenntnis, dass mit den verfügbaren Mitteln nicht genug geleistet werde und dass Ordnung geschaffen werden müsse — nicht etwa Vereinsmeierei — war das Motiv sowohl der ersten Organisationsbestrebungen, wie unserer gegenwärtigen Forderungen.

Infolge der Konzentration der gesamten Exekutive in den Händen des durch seine Praxis allein schon stark belasteten Herrn Dr. Hirschfeld und infolge der Seltenheit des Zusammentretens der sogenannten erweiterten Obmänner-Versammlungen blieb ferner eine grosse Zahl nützlicher Anregungen unbenutzt und unerledigt liegen.

So gelangte man im vergangenen Winter zur Bildung des Arbeitsausschusses, einer Maassregel, die sich zwar als

zweckmässig, aber als nicht ausreichend erwiesen hat. Dass der Vorsitzende des Komitees gegenüber den Beschlüssen des Arbeitsausschusses — der einzigen bisher bestehenden arbeitsfähigen Körperschaft, ein vorläufiges Vetorecht habe, mag als berechtigt erscheinen; dass dieses Vetorecht aber ein absolutes sein soll, ist auf die Dauer unhaltbar. Eine Arbeit unter solchen Umständen ist erwachsenen Männern nicht zuzumuten. Die Appellation an die „erweiterten Obmänner-Versammlungen" in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, als sogenannter höchster Instanz des „Komitees", wäre illusorisch; denn zu jeder Obmänner-Versammlung erscheinen mehr Nicht-Obmänner, als Obmänner, und zwar nach ausschliesslichem Belieben des Herrn Dr. Hirschfeld. Obwohl nun freilich neuerdings durch die Statuten des Arbeitsauschusses die Verleihung des Stimmrechtes an die geladenen Herren, soweit sie nicht Obmänner oder Mitglieder des Arbeitsausschusses sind, einigermassen geregelt wurde, so ist doch der ganze Charakter der sogenannten erweiterten Obmännerversammlungen bisher ausschliesslich in das Ermessen des Herrn Dr. Hirschfeld gestellt. Durch Hinzuziehung einer ungeeigneten Persönlichkeit ist z. B. die so überaus wichtige Vortragspropaganda erst kürzlich wieder auf unbestimmte Zeit einfach lahmgelegt worden.

Aber noch mehr als das. Es hat sich in der letzten Zeit wiederholt ereignet, dass sich der Leiter des Komitees über die von ihm selbst gutgeheissenen Beschlüsse des Arbeitsausschusses und sogar der sogenannten Obmännerversammlungen einfach hinweggesetzt hat. Das Trostschreiben, das nach vielen Beratungen und Verbesserungen schliesslich zustande gekommen und von Herrn Dr. Hirschfeld selbst sanktioniert worden war und das allen Opfern des § 175, deren Adressen dem Bureau bekannt werden, zugesandt werden sollte, ist bis Ende August in vier! Exemplaren verschickt worden! —

In der Obmännerversammlung, die das Budget für das laufende Jahr festsetzte, wurde bestimmt und von Herrn Dr. Hirschfeld angenommen, dass das Jahrbuch höchstens 800 Seiten stark werden sollte. Auch an diesen Beschluss hat sich Herr Dr. Hirschfeld einfach nicht gekehrt. Und gerade dieser Beschluss hätte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit befolgt werden müssen, da uns durch die Ueberschreitung des festgesetzten Umfanges neue Mehrkosten erwachsen und da wir ohnehin schon durch die letzten, allzu um-

fangreichen Jahrbücher der Firma Spohr mit über 3000 Mark verschuldet sind. Es war Sache der Redaktion, also Dr. Hirschfelds, Mittel und Wege zu finden, auf welche Weise der festgesetzte Maximalumfang eingehalten werden konnte. Das Tadelnswerte ist somit in erster Linie die einfache Tatsache der Ueberschreitung. Als erschwerender Umstand kommt hier aber noch hinzu, dass in dem Jahrbuch ein ganzes Buch des Herrn Dr. Hirschfeld zum Abdruck gelangte, ein Buch, das allein 284 Seiten umfasst, das separat erschien, und das deswegen im Jahrbuch wenigstens hätte gekürzt werden können. Hier hätte Raum gewonnen werden müssen und nicht bei der allgemein beliebten Bibliographie, die nicht separat erscheint und die nunmehr überhaupt nur in verkürzter Form veröffentlicht werden kann. Endlich ist hierbei noch die Ungehörigkeit — die von einem literarischen Sachverständigen als nahezu einzig dastehend bezeichnet wurde — zu erwähnen, dass jenes im Jahrbuch abgedruckte umfangreiche Werk schon geraume Zeit vor dem Jahrbuch in der Oeffentlichkeit erschienen ist. Als nun dies in der letzten Sitzung des Arbeitsausschusses rein sachlich besprochen und getadelt wurde, da antwortete Herr Dr. Hirschfeld mit unzureichenden Entschuldigungen und verliess unter Ausstossung gewöhnlicher Schimpfworte die Sitzung, so dass ein weiteres Zusammenarbeiten hinfort ernstlich in Frage gestellt ist. Wenn eine Organisation bestände, so würde es auch eine Vereins-Instanz geben, die in solchen Fällen einzugreifen und sachliche, wie persönliche Uebergriffe des Vorsitzenden oder anderer zurückzuweisen hätte. Wie die Sache jetzt steht, ist aber eine solche Instanz nicht absehbar.

Die gegenwärtige Verfassung ist überhaupt, kurz gesagt, eine nur wenig verschleierte Autokratie. Mag diese im Anfang der Bewegung opportun gewesen sein oder nicht, so ist sie jedenfalls jetzt unerträglich geworden und würde mit Notwendigkeit zu einer Spaltung führen, wenn es nicht gelingen sollte, sie zu beseitigen. Wir verlangen daher im Interesse der gemeinsamen Sache eine straffe vereinsmässige Organisation mit genauer Festlegung der Rechte und Pflichten des Vorstandes und der Mitglieder.

Wir fordern einen offenen und ehrlichen Bruch mit der Autokratie in dreierlei Richtungen:

1. in der Agitation;
2. in der Exekutive;
3. in der Redaktion der Jahrbücher.

Wir verlangen die Bildung einer arbeitsfähigen Körperschaft, evtl. unter Vorsitz des Herrn Dr. Hirschfeld, deren Beschlüsse nicht mehr vom Vorsitzenden durch ein absolutes Veto einfach umgestossen werden können. Wir verlangen eine Gewähr, dass angenommene Beschlüsse nicht mehr einfach ignoriert oder durch Verschleppung unwirksam gemacht werden können; und wir verlangen endlich, dass die Redaktion des Jahrbuches nicht mehr ausschliesslich in den Händen des Herrn Dr. Hirschfeld verbleibe.

Wenn Sie mit dem Inhalt dieses Schreibens in der Hauptsache einverstanden sind und unsere Forderungen gutheissen, so bitten wir um baldgefällige Mitteilung an den ersten der Endunterzeichneten.

gez. W. Jansen, Obmann. Friemen, Post Waldkappel-Cassel.

gez. B. Friedlaender, Vorsitzender des Arbeitsausschusses,
Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 121a.

*
* *

B.

Rundschreiben II.

Berlin, Friemen, Hannover, den 30. Oktober 1906.

Sehr geehrter Herr!

Da es fraglich ist, ob Sie von anderer Seite die Wahrheit über die letzten Vorgänge im Wissenschaftlich-Humanitären Komitee hören würden, teilen wir Ihnen, als Fortsetzung unseres Rundschreibens vom 27. September a. cr. folgendes mit:

1. Zum 13. Oktober 1906 hatte Herr Dr. Hirschfeld eine „vertrauliche Vorbesprechung" einberufen. Sogar ausdrücklich, z. B. in einem privaten Einladungsschreiben war hervorgehoben worden, dass es sich weder um eine Obmänner-, noch um eine Arbeitsausschusssitzung handle. Nichtsdestoweniger haben sich

die am 13. Oktober bei Herrn Dr. Hirschfeld zusammengekommenen Herren — einige Obmänner und einige andere Herren —, unter Leitung des Herrn Dr. Hirschfeld, als beschlussfähige Versammlung geriert und den Arbeitsausschuss für aufgelöst erklärt. Hierzu bemerken wir folgendes:

a) Die Obmännerversammlungen sind die einzige beschlussfähige Instanz des W.-H.-K. und müssen selbstverständlich als solche vorher angekündigt werden, wie dies seit der Wahl der Obmänner üblich war. Die mitunterzeichneten Herren Jansen und Denker sind z. B. nur deswegen zu dieser Zusammenkunft nicht erschienen, weil ausdrücklich nur eine „vertrauliche Vorbesprechung" und nicht eine Obmännerversammlung angesagt war, irgendwelche Beschlüsse also nicht gefasst werden konnten.

b) Es war beschlossen und von Herrn Dr. Hirschfeld versprochen worden, dass zu allen erweiterten Obmännerversammlungen sämtliche Mitglieder des Arbeitsausschusses mit Sitz und Stimme eingeladen werden sollten. Herrn Dr. Hirschfeld hat aber den Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, Herrn Dr. Friedlaender, nicht eingeladen, weil er die von diesem zu erwartende Aufklärung fürchtete.

2. Um seine Autokratie für die Zukunft noch mehr zu stärken, hat er nach der unter Statuten- und Wortbruch erfolgten Auflösung des Arbeitsausschusses eine Anzahl weiterer sogenannter Obmänner wählen lassen, natürlich teils Personen, die ihm völlig ergeben sind, teils solche, die von den inneren Vorgängen und Zuständen, zumal von der Finanzgebahrung des Komitees, nicht das geringste wissen.

3. Es war im Laufe des Jahres nach langen Beratungen und Einholung von Sachverständigengutachten, sowie genauen Berechnungen seitens verschiedener Druckfirmen festgestellt worden, dass durch Uebernahme der Jahrbücher in Selbstverlag des Komitees ganz ausserordentliche Ersparnisse gemacht werden würden. Deswegen war der Selbstverlag vom Jahre 1907 an in aller Form beschlossen und von Herrn Dr. Hirschfeld, der sich der Wucht der vorgebrachten Gründe nicht entziehen konnte, auch versprochen worden. Wie wir jetzt aus sicherer Quelle erfahren, will aber Herr Dr. Hirschfeld auch in dieser Beziehung sich über die Beschlüsse hinwegsetzen und sein Wort brechen, indem auch

das nächste Jahrbuch bei Spohr erscheinen soll. Die Aeusserung von Dr. Hirschfeld, die Erwerbung des Verlagsrechtes von Spohr würde uns evtl. 15—20 000 Mark kosten, ist äusserst befremdend. Spohr hat nie ein Verlagsrecht gehabt, es müssten denn, wie wir fast fürchten, Privatabmachungen zwischen Dr. Hirschfeld und Spohr bestehen, die aber weder mit Wissen noch mit Willen der Obmänner getroffen wären und für uns keinesfalls bindend sind.

Um zu rekapitulieren hat also Herr Dr. Hirschfeld

1. wie im vorigen Rundschreiben schon mitgeteilt, sich an den festgesetzten und von ihm gutgeheissenen Maximalumfang der Jahrbücher nicht gehalten und die deswegen erteilte Rüge, die in höflichster Form gehalten war und in der nur das Wort „Versehen des Herrn Dr. Hirschfeld" gebraucht wurde, mit gewöhnlichen Injurien („Gemeinheit und Unverschämtheit") beantwortet;

2. unter Statuten- und Wortbruch eine Art Staatsstreich inszeniert, behufs Auflösung des ihm unbequemen, weil in die Intima zu gut eingeweihten Arbeitsausschusses und behufs Wahl neuer Obmänner, von denen die meisten überhaupt garnicht wissen, um was es sich handelt;

3. die Beschlüsse und sein gegebenes Wort betreffs Uebernahme der Jahrbücher in Selbstverlag des Komitees nicht beachtet.

Wir protestieren daher gegen die von der Oktoberversammlung gefassten Beschlüsse und erklären sie sämtlich für ungültig.

gez. Dr. Friedlaender, Vorsitzender des Arbeitsausschusses.

gez. Moll, Schriftführer,

gez. W. Jansen, Obmann.

Wir beantragen für Dezember 1906 oder Januar 1907 die Einberufung einer ordnungsmäsigen Obmännersitzung mit Hinzuziehung des gesamten Arbeitsausschusses. Abgesehen von dem flagranten Wort- und Statutenbruch halten wir es ferner für einfache Sache der Gerechtigkeit, dass der Arbeitsausschuss zu seiner Rechtfertigung wenigstens geladen wird, wenn Herr Dr. Hirschfeld in einer noch dazu beschlussunfähigen Versammlung über den von einer Obmännersitzung einstimmig gewählten und eingesetzten

Arbeitsausschuss zu Gericht sitzt, ohne es für nötig zu halten, den Vorsitzenden, Herrn Dr. Friedlaender, überhaupt einzuladen.

gez. Dr. Friedlaender, Vorsitzender des Arbeitsausschusses.

gez. Moll, Schriftführer,

gez. Dencker, Obmann,

gez. W. Jansen, Obmann.

Wir teilen ferner mit: Das Rundschreiben vom 27. September wurde an 39 Herren von uns versandt. Von diesen haben geantwortet 29. Da es unmöglich ist, jedem dieser 29 Herren speziell zu antworten, sei als Rückäusserung folgendes gesagt:

1. Es ist ein absolutes Missverständnis und in dem Rundschreiben nirgendwo gesagt, dass von irgendwelcher Seite auch nur daran gedacht worden ist, Herrn Dr. Hirschfeld von der Leitung des W.-H.-K. zu verdrängen. Es wird nur im Interesse der Sache Beseitigung der tyrannisch autokratischen Leitung angestrebt und soll im Verhältnis zu unserer jetzigen Ausdehnung ein Kollegium von mehreren Herren, — eine Art Vorstand — unter Vorsitz von Herrn Dr. Hirschfeld, aber mit völliger Gleichberechtigung aller Vorstandsmitglieder die Leitung übernehmen. Die Autokratie Dr. Hirschfelds hat uns z. B. in eine Schuldenlast von ca. 3500 Mk. bei Spohr geführt, und als auf Betreiben des Arbeitsausschusses der Umfang der Jahrbücher verringert werden sollte, um diese Schuldenlast nicht noch zu erhöhen, setzte sich Herr Dr. Hirschfeld einfach über diese Beschlüsse hinweg und liess das Jahrbuch 1906 in der nur von ihm ganz allein gutbefundenen Stärke von 950 statt 800 Seiten erscheinen, eine Handlung, die nicht vorkommen konnte, wenn mehrere Herren hier zu bestimmen gehabt hätten. Nicht allein wird durch dies autokratische Vorgehen unsere Schuld nicht verringert, nein, wir haben auch für lange Zeit keine Summen disponibel für die notwendige Vortragspropaganda, die für die jetzige Zeit die einzige Propaganda ist, welche noch grössere Erfolge verspricht, in der Provinz aber seit Jahren völlig vernachlässigt ist.

2. Die Verdienste des Herrn Dr. Hirschfeld in unserer Sache werden von keiner Seite geleugnet oder bestritten, aber die Behauptung muss aufrecht erhalten werden, dass das Komitee ausser Jahrbuch und Monatsberichten, sowie Versand fast ausschliesslich Hirschfeldscher Schriften nichts leistete. Ein einziger Blick auf

die Abrechnung im letzten Jahrbuch beweist dies evident. Für Monatsberichte, Jahrbuch und fast ausschliesslich Hirschfeldsche Schriften wurden 10 353,41 Mk. ausgegeben. Dazu kommen fast 4000 Mk. für Gehälter und Bureau. Was sonst noch geleistet wurde, sprechen die Summen von 175 Mk. für Petitionsnachtrag, 123,85 Mk. für Vortragskosten und Spesen und 72,55 Mk. für Provinzvorträge klar und deutlich aus. Jeder Unparteiische muss im Hinblick auf diese Zahlen unsere Behauptung für richtig anerkennen. Die wissenschaftliche Welt dürfe nun nachgerade genügend mit Hirschfeldschen Schriften versorgt sein und wäre es an der Zeit, endlich auch für andere Propagandamittel unsere Einnahmen zur Verfügung zu halten. Gewiss soll das Jahrbuch beibehalten werden, aber in vernünftiger, angemessener Form, unter Selbstverlag des W.-H.-K., aber nicht als milchende Kuh einer Verlagsfirma, auf Kosten unserer Fondszeichner. Unsere Jahrbuchangelegenheit wurde von Fachleuten, die Einblick erhielten, als „geradezu unerhört" bezeichnet.

3. Es ist unsererseits nicht absolut verlangt worden, das Komitee als eingetragenen Verein zu konstituieren. Wir haben vor 2 Jahren die Vorarbeiten zu diesem Plan selbst mitgemacht, zahlreiche Besprechungen mit Rechtsanwälten darüber gehabt, Statuten aufgesetzt und durchberaten etc. Wir verkennen durchaus nicht die sich hier entgegenstellenden Schwierigkeiten. Worauf wir aber unter alllen Umständen bestehen müssen, das ist eine gründliche interne Neuordnung zur Schaffung von Korporationen, Vorstand oder dergl., die wirklich mit Herrn Dr. Hirschfeld zusammen a r b e i t e n. Ebensowenig ist es beabsichtigt, dass alle Fondszeichner M i t g l i e d e r des pp. Vereins sein sollen. Wer seinen Namen nicht genannt haben will, bleibt vor wie nach anonym Fondszeichner. Weil Herr Dr. Hirschfeld als Arzt stark in Anspruch genommen ist, mit der Herausgabe des Jahrbuches, eigenen wissenschaftlichen Arbeiten, Monatsberichten, den täglichen zeitraubenden Besuchen von Rat und Hilfe heischenden Personen, zahlreichen medizinischen Vorträgen etc. geradezu überlastet ist, geschieht für die Propaganda, ganz besonders in der Provinz, gar nichts. Ein Herr, der mit zu den ersten Gründern des W.-H.K. gehört, schreibt sehr richtig: „Seit Jahren drehen wir uns im Kreise und kommen nicht vorwärts." Es sind genug Herren unter uns gerne bereit zu arbeiten, z. B. der Arbeitsausschuss, der im verflossenen Winter jeder Woche wenigstens eine Sitzung ab-

hielt (vergl. das darüber bestehende Protokollbuch). Es kann aber erwachsenen Männern nicht zugemutet werden, ihre Arbeit durch ein einziges Veto Herrn Dr. Hirschfeld's lahmgelegt zu sehen. Das Verhältnis Dr. Hirschfeld's zum Arbeitsausschuss kann nur verglichen werden mit dem des Schulmeisters zu seinen Schulbuben. Im Laufe der Jahre sind unzählige sog. Kommissionen, z. B. Vortragskommission, Propagandakommission usw. gewählt worden — nicht eine einzige aber hat etwas geleistet, alle sind im Sande verlaufen, weil eine wirkliche Arbeit unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich ist.

Etwaige Rückäusserungen bitten wir an Herrn W. Jansen, Friemen bei Waldkappel, Bez. Cassel, zu richten.

Achtungsvoll

gez. Dr. Benedict Friedlaender.

gez. W. Jansen.

*

* *

C.

Lebenslauf und Schriftenverzeichnis des Verfassers.

Ich wurde am 18. Juli 1866 in Berlin geboren. Mein Vater, Carl Friedlaender, war a. o. Professor der Nationalökonomie an der Berliner Universität; mein Grossvater mütterlicher Seite, Adolf Nuglisch, eine bekannte Berliner Persönlichkeit, der Begründer der Firma Treu & Nuglisch in der Jägerstrasse.

Ich besuchte bis Ostern 1884 das Kgl. Wilhelmsgymnasium und bezog dann die Universitäten Heidelberg, Jena und Berlin, um Naturwissenschaften — besonders Mathematik, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik und Physiologie — zu studieren. Ostern 1888 promovierte ich zu Berlin als Dr. phil. mit einer zoologischen Dissertation. Später behandelte ich ausser zoologischen Themen auch zahlreiche Gegenstände aus dem Gebiete der Physiologie, Ethnologie, Physik, Geologie und Nationalökonomie.

In den ersten Jünglingsjahren, als Sekundaner und Primaner, kam ich unter den Einfluss der damals gerade aufsprossenden Darwinschen und Häckelschen Lehren, habe mich aber später von dieser Richtung getrennt, nicht durch eine Abschwenkung ins Lager der Priester, sondern im Gegenteil durch eine solche in der Richtung auf wirklich exakte Naturwissenschaft. Als Student übten die Schriften Schopenhauers einen grossen Einfluss auf mich aus. In den Jahren 1889—91 lebte ich lange Zeit in Neapel, wo ich vom Preussischen Kultusministerium an der dortigen Zoologischen Station einen Arbeitsplatz erhalten hatte. Damals erwarb ich auch die Freundschaft Jacques Löb's, der später durch eine Reihe wichtigster Arbeiten hochberühmt wurde und jetzt als Professor der Physiologie in Berkeley an der University of California wirkt.

Anfang der neunziger Jahre lernte ich die Schriften und Schicksale Eugen Dühring's kennen und trat schon vom Jahre 1892 ab für die Person und manche der Hauptgedanken dieses umfassendsten Denkers unsrer Zeit ein, ohne jedoch in allen Stücken sein Anhänger zu sein. Jeder Kenner der intimeren literarischen Verhältnisse weiss, dass ich mir hiermit unter den Erwerbsgelehrten und den meisten Machern der öffentlichen Meinung viele Feinde erwerben und mir auch als Schriftsteller erheblich „schaden“ musste.

Angeregt durch Dühring und Henry George, den ich 1903 in Amerika persönlich kennen lernte, studierte ich National- und Sozialökonomie, und legte die Frucht einer fast zehnjährigen Beschäftigung mit diesen Fragen 1901 in einem umfangreichen Werke nieder.

1893 unternahm ich die erste überseeische Fahrt nach Amerika und Hawaii, 1896—98 eine ausgedehnte Reise nach Hawaii, Samoa, Tonga, Fidschi und Neuseeland, auf der ich mich hauptsächlich mit zoologischen, ethnologischen und vulkanologischen Dingen beschäftigte. Meine Sammlungen sind in den Berliner Museen untergebracht. Die Ergebnisse meiner Vulkanforschungen werden grossenteils demnächst in dem Werke „I vulcani attivi della terra“ meines Freundes Prof. Mercalli in Neapel erscheinen, dem ich sie zur Verfügung gestellt habe. Ich

selbst habe über diesen Gegenstand schon früher Einiges publiziert und in einem Winter an der „Freien Hochschule“ Vorträge gehalten. — In den Jahren 1899—1900 unternahm ich eine Reise nach Ceylon und Vorderindien.

Ich gehöre u. a. folgenden Vereinen an: Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein, Polynesian Society, Physiologische Gesellschaft zu Berlin, Gesellschaft für Erdkunde, Berliner Gesellschaft für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte, Verein zur Beförderung des Gewerbefleisses, Verein für Körperkultur.

Schriften-Verzeichnis.

I. Separat erschienene:

Der freiheitliche Sozialismus im Gegensatz zum Staatsknechtstum der Marxisten, mit besonderer Berücksichtigung der Werke und Schicksale Eugen Dührings (Berlin, 1892, Freie Verlagsanstalt, jetzt Verlag Renaissance in Schmargendorf, 115 Seiten, 8°).

Absolute oder relative Bewegung? Die Frage nach der Wirklichkeit einer absoluten Bewegung und ein Weg zur experimentellen Lösung (In Gemeinschaft mit seinem Bruder Immanuel; Berlin, Leonhard Simion, 1896, 35 Seiten, 8°, mit zwei mathematischen Figuren).

Der Vulkan Kilauea auf Hawaii. Mit einigen Bezugnahmen auf die Vulkane Italiens (Berlin, Hermann Paetel, 1896, 38 Seiten, 4°).

Die vier Hauptrichtungen der modernen sozialen Bewegung (Marxistische Sozialdemokratie, Anarchismus, Eugen Dührings sozialitäres System, Henry Georges Neophysiokratie) kritisch und vergleichend dargestellt (I. Bd. 220, II. Bd. 452 Seiten, 8°, Berlin, S. Calvary & Co., 1901).

Die Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Gesellungsfreiheit. In naturwissenschaftlicher, naturrechtlicher, kulturgeschichtlicher und sittenkritischer Beleuchtung (1904, Verlag Renaissance, Schmargendorf-Berlin, 410 Seiten).

Männliche und weibliche Kultur (Deutscher Kampf-Verlag, Leipzig, 1906).

II. In Zeitschriften erschienene:

Beiträge zur Kenntnis des Zentralnervensystems von Lumbricus (mit zwei Tafeln. Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. XLVII, 1888, Doktorarbeit).

Eine Aberration von Argynnis Paphia (Berliner Entomol. Zeitschrift, Bd. XXXII, mit Tafel VII, Fig. 1).

Ueber das Kriechen der Regenwürmer (Biolog. Zentralblatt, 1888).

Ueber die markhaltigen Nervenfasern und Neurochorde der Crustaceen und Anneliden (Mitteilungen der zoologischen Station zu Neapel, Bd. IX, 1889, Tafel VIII).

Notizen zur Konservationstechnik pelagischer Seetiere (Biolog. Zentralblatt, Bd. X, Nr. 15 und 16, 1890).

Zur Beurteilung und Erforschung der tierischen Bewegungen (ebenda, Bd. XI, Nr. 14, 1. August 1891).

Eine Vermutung über den Einfluss der kurzwelligen Lichtstrahlen auf die menschliche Gesundheit (Die Naturheilkunde, 1893).

Ueber das sogenannte Verbrennen der Haut (Biol. Zentralblatt, Bd. XIII, Nr. 15 und 16, 1893).

Beiträge zur Physiologie des Zentralnervensystems und des Bewegungsmechanismus der Regenwürmer (Archiv für die gesamte Physiologie, Bd. LVIII, 1894).

Altes und Neues zur Histologie des Bauchstrangs des Regenwurms (Mit Tafel XL, Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. LVIII, 1894).

Ueber die Regeneration herausgeschnittener Teile des Zentralnervensystems von Regenwürmern (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie. Bd. LX, 1895. Mit zwei Tafeln, Seite 249—283).

Vulkantouren [Kilauea] (Bericht der Sektion Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins, 1894 oder 1895? Seite 14—22).

Zur Kritik der Golgischen Methode (Zeitschrift für wissenschaftliche Mikroskopie und für mikroskopische Technik, Bd. XII, 1895, Seite 168—176. Mit einer mikrophotographischen Tafel).

Mokuaweoweo in Activity (Englisch, in Hawaiian Annual, Honolulu, 1896, Seite 71—79).

Bemerkungen über den Bau der markhaltigen Nervenfasern [Doppelt oder einfach kontouriert?] (Biolog. Zentralblatt, Bd. XVI, Nr. 5, Seite 197—203).

Some Notes on the Volcanoes of the Taupo District in: Transactions of the New Zealand Institute (Englisch, 1898, Seite 498—510).

Notes on the Palolo (Englisch, in Journal of the Polynesian Society, March, 1898).

Ueber den sogenannten Palolowurm (Biolog. Zentralblatt, Bd. XVIII, Nr. 10, 1898, Seite 337—357).

Nochmals der Palolo und die Frage nach unbekannten kosmischen Einflüssen auf physiologische Vorgänge (ebenda, Bd. XIX, 1899, Seite 241—269).

Verbesserungen und Zusätze zu meinen Notizen über den Palolo (ebenda, Bd. XIX, Seite 553—558).

Ueber noch wenig bekannte kosmische Einflüsse auf physiologische Vorgänge (Bericht der physiologischen Gesellschaft zu Berlin von der Sitzung am 10. März 1899, Jahrgang 1898/1899, Nr. 8/9).

Ueber die Nestlöcher des Megapodius Pritchardi auf der Insel Niuafoou (Ornithologische Monatsberichte, Märzheft, 1899).

Herrn Alfred Goldsborough Mayers Entdeckung eines atlantischen Palolo und deren Bedeutung für die Frage nach unbekannten kosmischen Einflüssen auf biologische Vorgänge (Berichte der physiologischen Gesellschaft, 1900—1901, Nr. 6—10, Seite 53/54).

Derselbe Titel wie vorige Nummer im biologischen Zentralblatt (Bd. XXI, vom 15. Mai und 1. Juni 1901, Seite 312—317 und 352—366).

Zur Geschichte der Palolofrage (Zoologischer Anzeiger, Bd. XXVII, 1904, Seite 716—722)

Die physiologische Freundschaft als normaler Grundtrieb des Menschen, (Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd VI, 1904, Seite 181—213), Biologie, Berlin 1904, Seite 219—225).

Bemerkungen zum Artikel E. Rüdins: „Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse“ (Archiv für Rassen- und Gesellsch.-Biologie, Berlin, 1904, S. 219—225).

§ 175 in der „Zukunft“ vom 10. Juni 1905.

Una Visita a Stromboli (Italienisch, in Gemeinschaft mit E. Aguilar; Bollettino della Società di Naturalisti in Napoli, Anno XIX, Vol. XIX, 1905, Seite 40—47).

Entwurf zu einer reizphysiologischen Analyse der erotischen Anziehung unter Zugrundelegung vorwiegend homosexuellen Materials (Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. VII, Seite 389—462).

Schadet die soziale Freigabe des homosexuellen Verkehrs der kriegerischen Tüchtigkeit der Rasse? Ein vorläufiger Hinweis (Ebenda, Seite 465—470).

Die Eruption des Aetna im Sommer 1892 (Freie Bühne, 1892).

Aphorismen zur Rassenfrage in der Völkergeschichte (Neue deutsche Rundschau, 1895, 54 Seiten, 4°).

Mauna Loa und Kilauea im April 1896 (Himmel und Erde, IX. Jahrgang, Heft 1, Seite 1—17, 4°).

Notizen über Samoa [Deutsch und samoanisch], Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang, 1899, Sitzung vom 22. Oktober 1898, Seite 1—55, 4°).

Samoa (Westermanns Monatshefte April und Mai, 1889, Seite 1—55).

Neuer Erklärungsversuch einiger Grundtatsachen und Fundamentalprobleme des Vulkanismus (Frankfurter Zeitung vom Sonnabend, den 28. Juni 1902).

Einige Erwägungen über die hygienische Bedeutung des Lichts (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, Bd. XIV, 1899, No. 9).

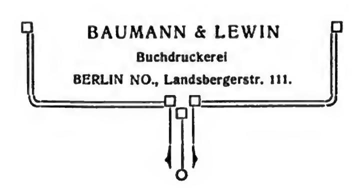
Lava als Einbettungsmittel von Pflanzen (Ebenda, Bd. XIII, No. 3).

Ueber den Palolowurm (Medizinische Woche Berlin. Preuss. Kommandantenstrasse 14).

Kritik der bisherigen Vorschläge zur Abänderung des § 175 (Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, 1906.)

Schadet die Freigabe des homosexuellen Verkehrs der kriegerischen Tüchtigkeit der Rasse? (Zweite Miitteilung, Ebenda, 1906).

Su di alcuni problemi di vulcanologia (Italienisch in Gem. mit E. Aguilar, Bollettino della Società di Naturalisti in Napoli, 1906).


BAUMANN & LEWIN
Buchdruckerei
BERLIN NO., Landsbergerstr. 111.

Graf Siegfried von Bernstorff-
Bernstorff -

Otto von Wickede